

OB

38.043

ELEMÉR VON FÖLDVARY-BOÉR

DIE AUSGELIEFERTEN

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



THOMAS-VERLAG, ZÜRICH

~~2077~~
~~Ja~~

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

ELEMÉR VON FÖLDVARY-BOÉR

DIE AUSGELIEFERTEN

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár



THOMAS-VERLAG, ZÜRICH



2077

2A.

(R
2)

OB 38.043

Országos Széchényi Könyvtár

Leltári szám:

V508-4427 / 1965

Copyright 1964: Thomas-Verlag, Zürich/Paderborn

Druck: Gasser & Co., Rapperswil

Der Verfasser dieses schwermütigen Buches lebt nicht mehr. Er ist in den Straßen von Budapest im Oktober 1956 für die Freiheit Ungarns und damit auch für die Freiheit aller andern versklavten Völker gefallen. Elemér von Földvary-Boér wurde am 15. Juni 1930 in Budapest geboren. Als Knabe durchlitt er die Schrecken des Zweiten Weltkrieges. 1945 verschleppten die Russen seinen Bruder Elek als sechzehnjährigen Gymnasiasten von der Straße weg. In der Gefangenschaft ist er an Hunger und Ruhr gestorben. Nach Weihnachten 1948 floh Elemér nach Oesterreich. Von Heimweh gequält kehrte er nach vier Monaten nach Ungarn zurück, wurde verhaftet und verbrachte viereinhalb qualvolle Jahre in den Internierungslagern Kistarcsa und Recsk. Beim Regierungsantritt Imre Nagys 1953 wurde er entlassen. Am 24. Oktober 1956 fand er bei den Straßenkämpfen in Budapest als Sechszwanzigjähriger den Tod. Die Niederschrift seiner Aufzeichnungen erfolgte im Februar 1956. Es gelang ihm, das Manuskript über die Grenze zu schicken.

Elemér von Földvary-Boér beansprucht nicht den Nachruhm eines Dichters. Er hat so geschrieben, wie es ihm seine Erinnerungen und die Qualen seines schuldlosen Lebens in die Feder diktierten. Und dennoch war nicht alles Bitternis. «Dieses kurze Leben war schön» — durchzuckt ihn der Gedanke nach dem schweren AVO-Verhör, wobei er mit dem Todesurteil rechnet. «Doch fehlte mir die Zeit, es auszukosten. Soviel Schönheit schmerzt. O, vermöchte ich nur diesen süßen Schmerz bis zu meinem Tode im Herzen zu bewahren!»

Der Roman ist ein Tatsachenbericht. Um un-erkannt zu bleiben, mußten im Anfang des 2. Teiles einige Daten und Namen geändert werden.

Der erste Teil ist aufgezeichnet nach dem Tagebuch-Bericht einer jungen Frau, das Verhör bei der AVO und die Schilderung der berüchtigten Lager von Kistarcsa und Recsk stammen aus dem eigenen, schmerzlichen Erleben.

Elemérs Grundmotiv ist das Mitleid mit den andern. Er zählt zu jenen Menschen, die sich bis zum Tode dem Elend der wehrlos Ausgelieferten verpflichtet fühlte, den von der Soldateska vergewaltigten Frauen, den verschleppten Kriegsgefangenen, den vertriebenen Bauern, den deportierten Alten, den abgehetzten Arbeitern, den schuldlos eingekerkerten Häftlingen. So ist er zum berufenen Dichter des Elendes, der Verlassenheit und auch des Seelenadels seines ungarischen Volkes geworden.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár

I. Aus einem Tagebuch

Wie gut ist es doch, eine eigene Wohnung zu haben! Sechs Jahre nach der Heirat endlich ein eigenes Plätzchen. — Ich muß nicht mehr in der Küche ewig warten, bis die andere Frau mit dem Kochen fertig wird, und ich an den Herd treten darf. Und es steht niemand mehr vor der Glastüre, wischt den Staub und lauscht, ob wir zanken oder zärtlich zueinander sind. Verschwunden das zukkende, nervöse Gesicht der alten Frau, die sich ärgert, weil ich hübsch bin. Endlich habe ich Ruhe in meiner eigenen Wohnung, und kann mich vor der Welt zurückziehen. Mit unserer Ehe wäre es bestimmt nicht soweit gekommen, wenn wir in einem ruhigen Heim gelebt hätten! Vielleicht läßt sich jetzt alles wieder neu beginnen. Vielleicht...

Der aufregende Umzug geschah erst vorige Woche; die Unordnung in der Wohnung ist noch erschreckend. Das Durcheinander ist mir verhaßt; aber meine eigenen Kräfte reichen nicht aus, um die Möbel zu verrücken und den Boden zu scheuern. — Wie wird Karli nervös sein, wenn er todmüde nach Hause kommt und diese fürchterliche Unordnung antrifft. Er möchte sich hinlegen, aber es bleibt ihm nichts anderes übrig, als mir beim Aufräumen zu helfen. Sanyi hätte wirklich ein paar Tage hierbleiben dürfen, um zu helfen, bis die Wohnung in Ordnung ist. Das wäre dann sein letzter Eindruck gewesen — und nicht diese maßlose Unordnung.

Ich schreibe dies alles für mich selbst. Ich bin keine Schriftstellerin, die ihr Buch gedruckt sehen will. Der bloße Gedanke ekelt mich, es könnte einer lesen, was ich hier für mich schreibe. Was nach meinem Tode damit geschieht, das

kümmert mich wenig. Könnte ich nur in der dritten Person schreiben — aber ich würde schon beim zweiten Satz stolpern. Ich kann von nichts anderem schreiben als von mir selbst und den Dingen, die rings um mich sind. Ich bin ein Mensch voller Sorgen. Ich habe keinen Platz mehr für fremde Probleme. Darum ist mir auch meine Mutter so fremd geworden. Sie konnte mich nicht begreifen. Sie war mir eine Fremde mit ihren guten Ratschlägen und Vorwürfen, nachdem sie erfahren hatte, daß ich wieder ein Kind erwartete. Dies war nun wirklich die Hölle. Was bliebe mir noch an Freude in meinem Leben, wenn ich nicht meine zwei kleinen Kinder hätte?

Ich habe sehr früh geheiratet, in meinem 18. Lebensjahr. Meine Mutter war gegen die Heirat. Sie hat nicht gerne auf meinen Verdienst verzichtet und hätte mich gerne noch länger herumkommandiert. Es scheint, ich habe mich vor meinen Eltern in die Ehe geflüchtet. Mit meinem Temperament blieb mir keine andere Wahl. Karli war groß und stark. Er gab mir Sicherheit und Schutz, war gut und zärtlich zu mir. Aber wie rasch hat sich diese flammende Liebe verflüchtigt! Ich blieb allein und hatte weder Kraft noch Mut, mich zu scheiden. Ich versuchte immer, mir selbst einzureden, daß Karli ein hervorragender Mensch sei, auf den ich bauen könne. Ich bin ihm in den sechs Jahren unserer Ehe treu geblieben. Wenn Karli nur einen anderen Charakter hätte! Ständig ist er stocksauer. Ob das nicht wirklich in der allgemeinen Not seinen Grund hat? Ich fürchte, auch im größten Luxus — ohne Kommunismus — als Besitzer eines Sportwagens wäre er ebenso verdrießlich und schlecht gelaunt. Er würde sich ärgern — etwa über seine zerdrückte Krawatte. Warum kann er nicht liebevoll und gutgelaunt zu seiner Frau zurückkehren, die doch

nur für ihn und seine Kinder lebt, den ganzen Tag scheuert und putzt, die Kinder pflegt, kocht und wäscht — damit alles in Ordnung ist, wenn er nach Hause kommt...?

Es ist wahr, als Untermieter haben wir die Hölle durchgemacht. Vielleicht wird Karli jetzt seine Wohnung zu schätzen wissen; auch ich werde ruhiger und ausgeglichener sein. Endlich bin ich von dieser Irene befreit. Diese Irene war eine bigotte, von ihrer Frömmigkeit überzeugte, salbungsvolle und grausame Person, die in der Rolle der Märtyrerin posierte. Sie litt an Venenentzündung. Sie sah in mir die Feindin, weil ich jung und hübsch bin. Als ich mein Kind erwartete, war sie unausstehlich. Sie wollte es nie zugeben, aber ich sagte es ihr aufs Gesicht zu: Sie fürchtete sich vor dem Kindergeschrei. Wie darf ein verantwortungsbewußter Mann heute Kinder zeugen, wo doch so große Not herrscht? Als Vorbild pries sie ihre kluge Tochter, die seit Jahren nur verlobt sei und nichts überstürze.

Es war diese Irene, die mich im achten Monat in der Küche «zufällig» so grob anrempelte, daß mir die Schüssel aus der Hand fiel. Dann ging sie in die Kirche, um zu beten...

Jetzt bin ich also Besitzerin einer eigenen Wohnung. Die Miete ist hoch. Karli arbeitet in einem Bergwerk. Leider ist er in diesem Beruf ein Neuling und hat einen schlechten Kaderschein. Immer wird er an die schlechtesten Plätze gestellt. Wäre ich nur so gesund, daß ich auch einen Beruf ausüben könnte. Ich weiß nicht, wie wir hier mit dem spärlichen Lohn Karlis auskommen sollen. Aber wie solle ein Textiltechniker in Komlo Arbeit finden? Was könnte ich nur anfangen? In einem Büro werde ich sicher nicht angestellt. Als deportierte Tochter eines ehemaligen Staatssekretärs, die in der Redaktion des katholischen «Uj

Ember» gearbeitet hat... Ich wäre schon zufrieden, wenn ich am Vormittag oder Nachmittag als Verkäuferin in einem Geschäft arbeiten dürfte. Wenn Karli und ich zu verschiedenen Zeiten arbeiten könnten, müßten wir die Kinder nicht im Kindergarten unterbringen. Wozu nachdenken! Es wird sich schon etwas finden...

Die Katonas aus der Nachbarschaft haben angeklopft. Sie bitten um einige Teller, weil die Eltern der Frau zu Besuch kommen. Der Mann arbeitet mit Karli zusammen. Er half uns auch sehr tatkräftig beim Umzug; ohne ihn wären wir bei dem strömenden Regen nie fertig geworden. Er sieht verhältnismäßig gut aus, aber Karli schneidet besser ab. Die Frau ist ebenfalls lieb und nett, und ihre Kinder sind viel gepflegter als die andern. Das vierjährige Töchterchen ist ganz entzückend und wird von den beiden ältern Schwesterchen betreut und erzogen. Das eine Mädchen ist 10, das andere 8 Jahre alt. Daheim haben sie viel zu schaffen, denn beide Eltern arbeiten im Bergwerk. Ich bin froh, daß ich den lieben Kleinen auch meine Kinder ruhig anvertrauen darf.

Sonst gibt es keine Kinder im Hause. Frau Kopacsi über uns erwartet ein Baby; sie ist bereits im siebten Monat. Die Arme ist herzkrank. Sie war vorigen Monat im Krankenhaus und hat große Angst vor der Entbindung. Die beiden Eheleute sind lieb und gutmütig, aber die Frau ist ziemlich einfältig, und wenn sie einmal zu schwatzen beginnt, dann nimmt es kein Ende. Man kann sie schwer loswerden, ohne sie zu beleidigen. Wir werden ziemlich allein sein, hier in Komlo, keine alten Bekannten, keine kultivierten Menschen...

Mein Vater war Staatssekretär bis 1942 (für die Betriebe schreiben wir natürlich einen ande-

ren Lebenslauf). Er war ein guter Fachmann, aber ein schlechter Politiker, naiv, ehrlich und aufrichtig, aber ohne jede Menschenkenntnis. Der wachsende Rechtskurs der Regierung setzte seiner politischen Tätigkeit ein Ende. Er hat eine Menge Facharbeiten geschrieben, war einer der Leiter in der Arzneimittelfabrik in Kőbanya und besaß viele Erfindungen und Patente. Aus dem Erlös einer Lizenz hatte er die Villa gekauft, in der wir wohnten. Meine Mutter führte als Gattin einer «Exzellenz» ein reges gesellschaftliches Leben; sie ließ sich von den Angestellten meines Vaters hofieren, flirtete nach links und rechts und führte alle an der Nase herum. Als Frau von Stand zeigte sie sich gerne in der Rolle einer wohlthätigen Dame und bekleidete verschiedene Ehrenämter. Sie besuchte oft soziale Veranstaltungen und machte ihre Aufwartung in den Gefängnissen. Ich kann mir vorstellen, daß die in grobes Tuch gekleideten und von ihr beschenkten Gefängnisinsassen sie zum Teufel wünschten, wenn sie an Weihnachten huldvoll bei ihnen auftauchte, und liebevoll mit moralischen Ermahnungen gespickte Worte an sie richtete. Ich war ihr einziges Kind. Daß ich ein Mädchen wurde, war eine große Enttäuschung für meinen Vater. Er hatte sich einen Sohn gewünscht, der seinen Namen, seinen Verstand und sein Vermögen erben sollte. Hätte ich nur einen Bruder gehabt, so wäre ich vielleicht nicht ein derart ängstliches, scheues und nervöses Geschöpf mit Minderwertigkeitskomplexen geworden.

Man schickte mich zu meinem Leidwesen in eine vornehme Schule. Aus Sparsamkeitsgründen gab mir meine Mutter nur schlechtgeschnittene und immer abgeänderte Kleider, worüber ich mich schämte. Sie besuchte meine Lehrerinnen öfters und sprach mit ihnen sehr von oben herab,

weshalb mich diese nun ihrerseits schikanierten. Als ganz kleines Mädchen habe ich für meine Mutter geschwärmt. Sie erschien mir wie ein Engel. Aber als ich sie besser kennenlernte, wurden wir uns beide fremd. Darum bemühe ich mich nicht, meine Fehler vor meinen Kindern zu verheimlichen. Sie sollen mich mit meinen Fehlern lieben... Das ist so besser, als wenn in ihnen später etwas zerstört wird.

Meinen Vater liebte ich sehr. Er wirkte auf mich wie ein ehrliches, gutmütiges, erwachsenes Kind, sehr klug und dennoch sehr ungeschickt. Er war ganz Gefühlsmensch und litt sehr unter dem berechnenden Wesen meiner Mutter. Manchmal brauste er auf, und dann hatte ich große Angst vor ihm. Er verprügelte mich oft mit einer Gerte. Eines Tages beklagte sich Mutter über mich. Er geriet in Wut, ergriff einen Stuhl und wollte mich damit schlagen. Sogar als Braut wurde ich noch von ihm geschlagen. Selbst heute noch, im sechsten Jahre meiner Ehe, fühle ich mich oft dem großen Tyrannen wehrlos ausgeliefert, obwohl wir getrennt wohnen und auch die Eltern vieles zu erdulden hatten.

Vater war kräftig und sehr klug. Er erwartete auch von seiner Tochter, daß sie überall an erster Stelle stehe. Mit mir hatte er aber wenig Glück. Ich war schwach und kränklich, eine mittelmäßige Schülerin ohne Ambitionen. Ich sehnte mich nach Geborgenheit, einem eigenen Heim — einer kleinen warmen Ecke für mich.

Als ich vierzehn Jahre alt war, passierte diese Sache mit Sanyi... Meine Eltern schickten mich zu Sanyis Familie in das Forsthaus, damit ich während der Luftangriffe den Sommer dort und nicht in Budapest verbringe. Ich weinte, als ich von zu Hause weggehen mußte. Bei Sanyi war ich zum erstenmal in meinem Leben weit von

meinen Eltern und allein inmitten fremder Menschen. Dann schloß ich Freundschaft mit Sanyi. Seine Schwester Ilonka war zwar nett, aber immer beschäftigt. Ich war ohnehin nicht gerne mit Mädchen zusammen. Außerdem war Ilonka einige Jahre älter als ich.

Mit Sanyi war ich viel zusammen. Ich erzählte ihm alles, schüttete ihm mein Herz aus. Aber Sanyi taute auf und erzählte mir viel von sich selbst und von seinen Plänen, allerlei törichtes Zeug. Er stand noch immer in den Flegeljahren. Manchmal erschien er mir wie ein kleiner dummer Junge, obwohl er einen Kopf größer war als ich. Es war aber gut, daß er ein so großer kräftiger Bursche war und ich so klein und zerbrechlich. Wenn wir abends, wenn es schon eindunkelte, allein durch den Wald schlenderten, bot er mir seinen Arm wie ein Kavalier. Dann kam es vor, daß er mich zärtlich anlächelte und mich kleine Lilli nannte. Oft betrachteten wir miteinander den Sonnenuntergang und ich legte meinen Kopf auf seine Schulter. Dann — ich weiß nicht mehr — wie es gekommen war — gab er mir einen Kuß. Wir umarmten uns, und dann lief ich weg. Das war der erste Kuß, und dann geschah jahrelang nichts mehr. Er war mein bester Freund; aber er war noch ein Kind, als ich schon lange mein Brot verdiente und ans Heiraten dachte.

...Die Belagerung haben wir in Buda durchgemacht. Man gewöhnte sich an das Schießen. Vor den Russen aber hatte ich große Angst. Ich verschaffte mir einen kleinen Dolch. Wenn es schon keine Rettung gab, konnte ich ihn mir wenigstens ins Herz stoßen. Jeder mußte ja einmal sterben. Das kann doch nicht so fürchterlich sein, und wenn ich den Tod wähle, bleibt mir vieles erspart. Dieses Bewußtsein beruhigte mich. In den letzten Tagen aber verlor ich mein Messer.

Es kann sein, daß es mein Vater mir weggenommen hat.

Als die Russen kamen, erschossen sie im Garten der Villa drei deutsche Soldaten. Wir beerdigten sie, hoben eine Grube aus in der gefrorenen Erde — kaum einen Meter tief. Ein gemeinsames Grab für alle drei. Sie hatten eine Salve in ihren Rücken bekommen und einem war auch der Kopf durchschossen worden. Ich sah damals zum erstenmal Tote. Einer der Erschossenen war jung, kaum achtzehn oder zwanzig Jahre alt. Es war merkwürdig, daß sie Menschen waren und jetzt leblose Gegenstände. Ich verspürte zu meinem größten Erstaunen weder Angst noch Ekel vor den Toten; später träumte ich noch lange, daß sie lebten und mit mir redeten und lachten. Dann starben sie plötzlich wieder, legten sich nieder, erstarrten und wurden zu bloßen Gegenständen. Der Junge sah mich vorwurfsvoll an, weil ich ihn allein ließ und nicht mit ihm starb. Es war kein schöner Traum. Tagsüber dachte ich nicht an die Toten. Da gab es immer andere Aufregungen. Als die Russen zur Tür hereinkamen, kletterte ich mit meiner Mutter durch das Fenster. Wir liefen zum Nachbarn, wo eben zwei Frauen von den Russen zum «Kartoffelschälen» fortgeschleppt wurden. Die eine war eine junge Frau, die ich sehr liebte, die andere ein altes Fräulein. Das «Kartoffelschälen» dauerte bis spät in die Nacht.

Meine Mutter ließ mich nach Möglichkeit wegen der Russen nie allein. Einmal befand ich mich in einer gefährlichen Situation; sie gehört dennoch zu meinen glücklichen Erinnerungen. Wir saßen alle am Frühstückstisch, als plötzlich ein Russe ins Zimmer trat. Ganz ungehemmt setzte er sich zu uns an den Tisch, natürlich neben mich. Mein Vater konnte ein paar Worte auf Russisch

mit ihm sprechen. Wir setzten ihm reichlich vor, um ihn mit Essen zu beschäftigen. Ich verstand natürlich nicht, was er sagte. Dann rückte er seinen Stuhl dicht neben den meinen, drückte sein Bein an meines und versuchte mich zu umarmen. Da stand Vater auf und trat neben uns. Er sagte kein Wort, reckte sich nur und schaute uns durchbohrend an, wie ein Schlangenbändiger. Da sprang auch der Russe auf, war plötzlich auf der andern Seite des Tisches, zeigte verlegen auf seine Uhr, bedeutete, daß er gehen müsse und eilte fort. Ich weiß, daß ihm Vater die Knochen zerbrochen hätte, wenn er mir zu nahe getreten wäre. Mein Vater war ja sehr stark, und ich fühlte mich damals sehr glücklich und siegreich.

Fast alle Männer, denen man begegnete, trugen einen Bart. Ueber vierzig war es ratsam, sich einen Bart stehen zu lassen, weil während Wochen und Monaten Zivilisten auf der Straße geschnappt und in Kriegsgefangenschaft verschleppt wurden. Nachdem Budapest gefallen war, hatten die Russen eine große Anzahl von Kriegsgefangenen gemeldet. Jetzt waren sie dafür besorgt, durch willkürliche Verhaftungen das Soll zu erfüllen.

Wenn aber so ein bärtiger «alter Mann» auf der Straße dahinschlenderte, winkten sie nur verächtlich mit der Hand und sagten, er sei ein Stari Papa, man solle ihn in Ruhe lassen. Vater ließ sich auch einen Bart wachsen; er hatte sehr gemagert und sah viel älter aus. — In der Arzneimittelfabrik gab es keinen Platz mehr für ihn. Als er sich wegen seiner Rente meldete — die ihm ja rechtmäßig zustand, nachdem er zwanzig Jahre lang die Zahlungen pünktlich geleistet hatte —, drohte man ihm, er solle schweigen, andernfalls werde man ihn durch die politische Po-

lizei abführen lassen. So wurde der alte Herr eben Hilfsarbeiter auf einem Bau.

...Ich erhielt damals von Sanyi einen Brief. Seine Schwester sei gestorben, ebenso sein Vater. Ueber den Tod seiner Schwester schrieb er nichts Näheres. Ich konnte mir schon denken, was mit der armen Ilonka geschehen ist. Sie war ein sehr schönes Mädchen...

Sein Vater sei in der Gefangenschaft vor Hunger umgekommen, schrieb er. Zwei Wochen lang hatte man die Gefangenen wie eine Herde getrieben. Sie bekamen nichts zu essen. Nur ab und zu konnte ihnen die Bevölkerung im Vorbeigehen etwas Brot zuwerfen. Gegen den Durst tranken sie Schneewasser. Wahrscheinlich hat er davon die Ruhr bekommen. Als sie im Lager, vollkommen verlaust, eine «Krautsuppe» erhielten, konnten sie diese nicht im Magen behalten. Einer ihrer Kameraden wurde entlassen, weil er krank war und sich nicht weiterschleppen konnte. Dieser berichtete was geschehen war. Sanyi suchte ihn auf. Er war ein alter Jude, der eine Woche, nachdem er aus dem Ghetto kam, von den Russen auf der Straße geschnappt worden war. Er war nie in seinem Leben Soldat gewesen. Dieser Alte erzählte, wie Sanyis Vater gestorben war. Armer Sanyi! Sein Vater tot und auch seine Schwester!

Ich habe ihn in diesen letzten Jahren selten gesehen, aber wenn er nach Pest kam, übernachtete er immer bei uns und dann plauderten wir nachts noch lange miteinander. Er liebte das Leben nicht, er hätte sich geschämt, es zu lieben, nachdem seine Schwester gestorben war. Ich aber brauchte einen natürlichen, lebensfrohen Menschen, mit dem man sich gemeinsam über Kleinigkeiten freuen konnte.

...1947 hatte mir meine Mutter durch die Vermittlung ihrer Bekannten eine Stellung in der

Redaktion des «Uj Ember» verschafft. Ich machte Uebersetzungen und Auszüge von ausländischen Kirchenblättern. Die Arbeit machte mir keine Freude, und ich verspürte auch nicht die geringste Lust, Märtyrerin zu werden. Meine Mutter aber war stolz, jetzt, wo der Kirchenkampf einsetzte, erzählen zu dürfen, ihre Tochter arbeite bei einer katholischen Zeitung. Ich besuchte weiter die Textilfachschule, in der Ueberlegung, daß die Stelle bei «Uj Ember» nicht von Dauer sein werde. An dieser Schule habe ich Karoly kennengelernt.

Wir feierten unsere Hochzeit 1948, kurz vor der Verhaftung Kardinal Mindszentys, unter recht aufregenden Verhältnissen. Ich wurde ohne Kündigung von der Redaktion auf die Straße gestellt. Pater Z., den ich sehr schätzte, erklärte mir, es sei deshalb geschehen, weil es hier bald große Schweinereien geben würde, viele Verhaftungen, und man mich nicht mitgefährden wolle. Das war wirklich nett von ihnen. Später hörte ich, daß Pater Z. in Untersuchungshaft an irgend einer Krankheit gestorben sei. Pater L., mein Beichtvater, wurde wegen «staatsfeindlicher Verschwörung» zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Sanyi sandte mir zu meiner Hochzeit einen Strauß roter Nelken. Warum kam er nicht selber? Einige Tage später erfuhr ich, daß er ebenfalls als «Verschwörer» am selben Tage verhaftet worden war.

Ich habe Karoly sehr geliebt und stürzte mich mit ganzem Herzen und der ganzen Leidenschaft meiner Liebe in unsere Ehe. Aber etwas machte mir zu schaffen, etwas, vor dem ich mich schon als Kind gefürchtet hatte. Und die finanziellen Sorgen vergifteten schon unsere ersten Flitterwochen... Es gelang mir, eine Stelle zu finden. Ich hatte großen Erfolg als junge, hübsche Tech-

nikerin, Stenotypistin und perfekte Korrespondentin in zwei Fremdsprachen. Nach einer Probezeit versprach man mir, mich in eine sehr gute Abteilung zu versetzen, — in eine nur zu gute. Sie überprüften meinen Lebenslauf. Nach drei Wochen wurde ich fristlos entlassen, denn so hieß es: Ihr Vater war Staatssekretär... sie war angestellt bei «Uj Ember»... und ich mußte mir eine neue Arbeit suchen. Mit viel Mühe gelang es Karoly, mir in der gleichen Maschinenfabrik, wo er arbeitete, einen Posten als Arbeiterin zu verschaffen. Er arbeitete bei Tage, ich in verschiedenen Schichten. Karoly war Büroangestellter und nahm abends Kurse an der Universität. Er verdiente monatlich 560 Forint — über 900 Forint nach dem heutigen Kurs. Er beendete seine Studien. Ausgerechnet am Tage nach seiner Prüfung mußte er zum Personalchef: «Sie sind fristlos entlassen!» Seine Nachfolgerin war ein achtzehnjähriges Mädchen mit Mittelschuldiplom, mit einem Lohn von 820 Forint. Natürlich war sie Parteimitglied.

Ich will mich kurz fassen. Mein Tagebuch ist zum Lesen langweilig, zum Erleben aber war es schwer. Karoly wurde nun Monteur. Nachdem er diesen Beruf erlernt und Aussichten auf besseren Verdienst hatte, kamen die großen Verschleppungen.

Unser Elend erreichte den Höhepunkt. Es gab wöchentlich nur Marken für 150 g Brot, 100 g Aufschnitt und 200 g Fleisch. Jeden Monat gab es einmal zwei Pfund Kartoffeln und jeden zweiten Monat ein Stück Toilettenseife. Und ich erwartete ein Kind...

Ich will nichts vom Leben, nur ein Heim und Kinder. Das ist mein Ziel; ohne das erscheint mir alles leer und zwecklos. Deshalb steigt in mir noch heute die Empörung hoch, wenn ich an die-

se Ausweisungen denke, wo Tausende von Familien aus ihren Heimen vertrieben wurden, von groben Polizisten herumgestoßen und angebrüllt, als wäre der bloße Versuch, etwas von den eigenen Habseligkeiten mitzunehmen, ein Verbrechen.

21. Mai 1951. Die Arbeit ermüdet mich. Ich habe ständig Brechreiz. Seitdem man mir meinen Zustand anmerkt und ich weniger attraktiv geworden bin, ist Ingenieur Szabo längst nicht mehr so hilfsbereit. Er zeigt sich mitunter sehr gereizt und herrscht mich grob an. Dann fühle ich mich wehrlos und unglücklich.

Karoly und ich arbeiten in der gleichen Schicht und gehen zusammen nach Hause. Ich hätte mich daheim gern schlafen gelegt. Kaum waren wir aber angekommen, klopfte Mutter. — Habt ihr das Neueste gehört? — fragte sie. Bestimmt wieder etwas Scheußliches! Vielleicht wird es kein Brot mehr geben.

— Man hat haufenweise Menschen aus Groß-Budapest deportiert. Alles Leute wie wir, sogenannte «unerwünschte Elemente», darunter Frau F. und Onkel Peter. — Onkel Peter arbeitete, nachdem er bei der Stadt pensioniert wurde, seit zwei Jahren als Betriebsnachtwächter. — Onkel Peter erhielt eine Frist von 24 Stunden. Sie haben ihm erlaubt, 500 kg mitzunehmen, Polizisten haben ihn auf ein Lastauto verfrachtet und in ein kleines Dorf im Komitate Szolnok gebracht. Was soll der alte Mann dort anfangen? —

Karoly ärgert sich, wenn er sieht, wie ich müde bin. Dann stürzt auch in ihm etwas zusammen. Meine Erschöpfung erscheint ihm wie ein Mißerfolg seiner Arbeit und seines Lebens, weil er seiner Frau kein anständiges Leben sichern kann. Er will dem Besuch meiner Mutter ein Ende setzen.

— Was können wir da schon tun? Wir können

Onkel Peter bestimmt nicht helfen. — Natürlich nicht, aber es heißt, alle Klassenfeinde sollen aus Budapest verschleppt werden. — Wir sollten uns darauf vorbereiten... — Zuerst wissen, was los ist, dann erst vorbereiten... — Wir beginnen jedenfalls mit Packen. Die Möbel können wir vielleicht bei Bekannten unterbringen. — Komm, Mutter, beruhige dich. Weil zwei von unseren Bekannten verschleppt worden sind, sollen auch wir uns vorbereiten? Jetzt, sofort, so plötzlich? Man sollte doch erfahren, was man mitnehmen darf — wohin man gebracht wird und wieviel Zeit man zum Einpacken hat. — Karoly ist gereizt. Kein Wunder, er ist müde. Ich schweige und versuche, meine Aufregung zu unterdrücken. Wo sollen wir denn schon hingehen, eine vierköpfige Familie? Wo können wir unsere Möbel unterbringen? Es ist lächerlich, sich im voraus zu ängstigen. Und doch: Karoly muß heute Nachmittag bei mir bleiben, ich kann nicht allein sein...

Karoly bleibt nicht. Er geht mit Mutter in die Stadt, die Bekannten besuchen. Vielleicht können sie dort Näheres erfahren. Ich bleibe allein und bin äußerst deprimiert. Was wird mit dem Kinde geschehen? Kann ich es wohl austragen und zur Welt bringen? Abends spät. Als erster kommt Karoly nach Hause. Sari und ihre Familie seien auch ausgewiesen. Er habe ihnen beim Packen geholfen und den Ausweisungsbefehl gelesen:... — «Sie werden hiermit aus dem Gebiete von Groß-Budapest verwiesen... Ihr künftiger Wohnort ist die Ortschaft X im Komitat Szolnok. Als Gepäck dürfen fünf Zentner mitgenommen werden... Für den Transport wird gesorgt... gez. Das Ministerium des Innern.»

Später kommt Mutter. Sie hat bei Pali geholfen; das ganze Haus war dort, um zu packen. Mizzi und Familie wurden ebenfalls ausgewiesen.

... Nachts um vier Uhr kam das Auto. Es waren schon drei Familien mit Möbeln aufgeladen und hineingepfercht, so daß kaum mehr Platz blieb. So konnte sie nicht einmal die Hälfte des bewilligten Hausrates mitnehmen. Vor drei Wochen hat Mizzi ein Kind zur Welt gebracht, das nicht auf der Liste stand. Sie durfte es nicht mitnehmen... Jetzt würgte mich plötzlich die Angst. Das ist doch unmöglich: Gibt es Unmenschen, die einer Mutter verbieten, ihr Kind mitzunehmen? Die Liste war ausgefertigt, ehe das Kind zur Welt kam. Sind sie wirklich so grausam, einer Mutter ihren Säugling zu entreißen? Ich würde es nicht zulassen, ich würde kämpfen... Mein Gott, wenn nur mein Kind schon geboren wäre.

Karoly ist sehr müde und aufgeregt. Ich beschwichtige ihn. Er soll wenigstens ein paar Stunden schlafen. Ich möchte ihn ablenken, beruhigen, aber es will mir nicht gelingen.

28. Mai. Ich eile nach Hause so rasch ich kann. Mutter hinterläßt jeweils einen Zettel mit der Nachricht, wo sie ist. Wir gehen gleich zu ihr und helfen beim Packen. Die Deportationen erfolgen jeden Montag, Mittwoch und Freitag. Wir leben in ständiger Angst. Wann sind wir an der Reihe?

Mutter ist zu Hause. Heute hat niemand etwas von Ausweisungen berichtet. Es scheint, als ob wir einen Tag Urlaub hätten; Mutter ist sehr zuversichtlich und hofft, daß die Sache ein Ende nimmt. Das Ausland wird Einspruch erheben, die wirtschaftlichen Beziehungen werden abgebrochen. Wenn es so weiter geht, wird Schweden keine Kugellager mehr schicken. Vielleicht werden uns die Kugellager noch retten...

Aber es gab auch in Rumänien, Polen und in der Tschechoslowakei Verschleppungen. Aus War-

schau heißt es, sind 40 000 Menschen evakuiert worden. Warum soll das bei uns ausgerechnet nicht der Fall sein? Falls es stimmt, daß 500 Familien wöchentlich — jeden Montag, Mittwoch und Freitag — den Befehl erhalten, dann wären das insgesamt 1500 Familien oder rund 4000 Menschen. Es kann also noch volle zehn Wochen dauern. Alles, was wir nicht zum täglichen Leben benötigen, haben wir schon gepackt. Mutter läuft zum Blockwart, um sich von ihm bestätigen zu lassen, daß wir Ende 1944 Verfolgte vor dem Zugriff der Faschisten versteckt hielten. Vielleicht hilft solch ein Zeugnis, wenn der Deportationsbefehl eintrifft? Vielleicht kann man ein Gesuch stellen, um die Ausweisung rückgängig zu machen? Es wäre auch sonst nützlich; man wird uns vielleicht anständiger behandeln. Karoly meint, es sei völlig nutzlos, es gäbe ohnehin keine Berufung. Falls ein AVO-Mann ins Haus kommt, der früher Faschist war, wird er sich über diesen Wisch nur ärgern. Faschist oder Kommunist — die AVO-Leute sind alle Sadisten.

Mutter ist trotzdem zum Blockwart gegangen. Dieser hatte nichts für sie übrig; unsere Klasse müsse verschwinden, damit endlich Ruhe und Ordnung im Lande herrsche. Durch die Deportationen werde Budapest vom Abschaum der Gesellschaft, zu der auch wir gehören, frei. Auch daß wir einmal Juden und Deserteure verbargen könne uns nichts helfen. (Wenn er gewußt hätte, daß wir den zwei desertierten Soldaten deshalb Zivilkleider gegeben haben, damit sie nicht in russische Gefangenschaft kamen!) Schließlich schrieb er uns doch ein Zeugnis, mit der Bemerkung, er wolle die Tatsachen nicht unterschlagen, aber es werde uns bestimmt nichts helfen. Ich bin wütend, daß meine Mutter immer alles besser wissen will. — Wozu dieses Pack um etwas

bitten? Sie hätte sich die freche Belehrung ersparen können!

Sollen wir uns nicht vor der Verschleppung retten, indem wir freiwillig aufs Land ziehen? Es ist doch besser, den neuen Wohnort selbst zu bestimmen. Ohne Polizei und AVO könnten wir mitnehmen, was wir wollen und ersparen uns Grobheiten, vor denen mir graut. Aber wohin? Und wird man uns in dort Ruhe lassen? Wird uns der Gemeinderat die Niederlassungsbewilligung geben?

Meine Uhr ist kaputt. Ich wage es nicht, sie in Reparatur zu geben. Es könnte sein, daß wir inzwischen verschleppt würden, und ich hätte keine Zeit mehr, sie abzuholen.

13. Juni. Heute werden B's deportiert. Mutter war vormittags bei ihnen, aber es gab für sie keine Arbeit. B. hatte schon alles gepackt, saß seelenruhig auf einer Kiste und rauchte. Er erzählte, er habe sich telephonisch mit dem Großbauern in Verbindung gesetzt, sich vorgestellt und ihm mitgeteilt, daß er morgen früh bei ihm ankommen werde.

«Zu mir kommen Sie aber nicht», erhielt er als Antwort.

«Ich komme nicht aus eigenem Antrieb, das können Sie sich wohl denken.»

Nachher hätten sie ganz freundlich miteinander geplaudert und besprochen, wie die Lage dort sei, was man mitnehmen solle, ob z. B. ein Herd nötig wäre...

Abends hören wir den ausländischen Sender. Die Ungarn in den Vereinigten Staaten veranstalten heute eine große Demonstration und schicken ein Schreiben an die Uno und an das Internationale Rote Kreuz. Eine Meldung aus Wien berichtet von über zehntausend Verschleppten.

15. Juni. Es ist Freitag. Wenn heute morgen

nichts passiert, werden wir bis Montag Ruhe haben. Es geschieht nichts. Wir wissen, daß uns drei weitere Tage zu Hause geschenkt sind.

Zum erstenmal hören wir Nachrichten, wie die Deportierten leben. Sie sind nicht besonders günstig. Mizzi schreibt, es seien 27 Personen in einem verfallenen Hause in vier Zimmern untergebracht. Türen und Fenster fehlen. Die meisten schlafen in einem Stall auf Stroh. Die Möbel haben keinen Platz in der neuen «Wohnung». Sie stehen draußen im Regen und gehen kaputt. «Hyänen» versuchen, die unnützen Sachen für ein paar Groschen abzukaufen. Die meisten arbeiten den ganzen Tag in einem Kolchos und bekommen sehr wenig zu essen. Das Mittagmahl besteht aus einer dünnen Suppe und einer Scheibe Brot. Für dieses Brot sind die Schlangen noch länger als in Budapest, und zudem kommen die Deportierten erst nach den Dorfbewohnern an die Reihe.

19. Juni. Meine Schwiegereltern waren gestern an der Reihe, trotz des ärztlichen Zeugnisses, daß es für den alten Herrn lebensgefährlich sei. Karoly hatte Nachtschicht und half ihnen von morgens früh bis abends beim Packen. Dann ging er direkt zur Arbeit. Ich verbrachte nach der Arbeit den Nachmittag und die Nacht bei ihnen. Was sollen die zwei armen Alten im einsamen Gehöft anfangen? Ob die Verschleppten ihre Rente weiter bekommen?

Tante Gisa sah über die Köpfe der brüllenden Polizisten gelassen hinweg. Ein Glück, daß Karoly schon bei seiner Nachtschicht war und diese Grobheiten nicht mitanhören mußte. Tante Gisa konnte nicht auf den Lastwagen klettern und wurde wie ein Sack hinaufbefördert. Onkel Georg sagte kein Wort. Ein AVO-Mann in Zivil trat zu ihm und schrie ihn an:

«Was haben Sie? Gefällt Ihnen vielleicht etwas nicht?, sagen Sie es ruhig; ich werde Sie dann unter Aufsicht nehmen. — So ein alter Schurke! Es gefällt ihm nicht.»

In meiner Wut und Ohnmacht begann ich am ganzen Leibe zu zittern. Zum Glück sagte Onkel Georg kein Wort. — Ich habe schon von Fällen gehört, wo Deportierte zu zwei Jahren Gefängnis wegen «Aufwiegelung» verurteilt wurden, weil sie bei ihrer eigenen Verschleppung protestierten.

Das Stubenmädchen verabschiedete sich weinend von meinen Schwiegereltern. Sie fiel Onkel Georg um den Hals und küßte beide vor den AVO-Leuten. Später hörte ich eine Nachbarsfrau ängstlich tuscheln: «Wenn mir nur nichts passiert, sie haben gesehen, als ich ihnen vom Fenster aus nachwinkte.»

Mit Onkel Georg wurde auch eine junge Frau aus der Nachbarschaft deportiert. Sie hat vor zehn Tagen mit Kaiserschnitt entbunden. Das Kind ist gestorben; ihr Mann ist beim Militär. Die Mitbewohner haben ihr jedoch geholfen. Die Frau war noch so schwach, daß sie kaum gehen konnte. Der Polizist schrie sie an und versetzte ihr einen Stoß, daß sie taumelte. Ganz von Sinnen schrie ich den Polizisten an. Dann wurde mir übel und ich mußte mich erbrechen. Als der Mann auch mit mir grob werden wollte, setzte sich ein mutiger Hilfsarbeiter zur Wehr:

«Wenn dieser schwangeren Frau etwas geschieht, werde ich Sie wegen Mord anklagen», brüllte er ihn an.

Ich ging heute nicht zur Arbeit. Der Rayonarzt meldete mich für drei Tage krank. Nachdem ich Karoly die Sache mit dem Polizisten erzählt hatte, bat er mich, nirgends mehr zu helfen.

Abends hörten wir die «Stimme Amerikas» und auch den Sender «Freies Europa». Die ganze Welt

ist empört über die Deportationen. Die Delegierten der ungarischen Vereine in Amerika verbreiten die Botschaft Josef Nagys, im Namen des ungarischen Vereins der Jugendlichen in New York: «Die Daheimgebliebenen haben nur eine einzige Pflicht . . . am Leben zu bleiben.» — Wenn ich nur mein Kind gesund zur Welt bringe.

Sonntag, 24. Juni. Fery wurde vorgestern deportiert, zusammen mit seiner geschiedenen und seiner jetzigen Frau, nach dem gleichen Bestimmungsort. Die Frauen sind eifersüchtig . . . Armer Fery . . . Es kommt des öfteren vor, daß die Deportiertenlisten unvollständig sind. Es fehlen einige Familienmitglieder, insbesondere Kinder, von den Neugeborenen ganz zu schweigen. Die Kinder, die zurückbleiben müssen, werden dann sofort von den Mitbewohnern des Hauses, den Bekannten und Verwandten aufgenommen; natürlich nur von denen, die selbst keine Verschleppungen zu erwarten haben. Eines Tages traf ich beim Einkaufen eine weinende Frau, die den Ausweisungsbefehl am Morgen erhalten hatte und ihr achtjähriges Kind nicht mitnehmen durfte. Die Verkäuferin im Laden übernahm das Kind ohne Zögern. Sie habe — so erklärte sie — daheim ein Töchterchen und einen Sohn im gleichen Alter. Sie würden alle Geschwister sein; das Mädchen solle sich nicht einsam fühlen. Natürlich sei es schwer, die Elternpflicht zu erfüllen. «Aber wir wollen es versuchen. Man braucht noch ehrliche Leute in Ungarn und wir wollen uns nicht ausrotten lassen.» Die Verkäuferin wußte weder Namen noch Adresse der Frau, die ihr nur als Kundin bekannt war.

Ich ängstigte mich sehr über das Gerücht, daß die Namen aller Kinder unter sechs Jahren aufgeschrieben werden. Will man sie fortschleppen und zu Janitscharen erziehen, wie man es bei

uns mit den Kindern aus Griechenland und Korea gemacht hat? Karoly behauptet, das würde nur für den Fall einer bevorstehenden Befreiung Ungarns geschehen, denn bislang könne man die Kinder auch in Ungarn zu Kommunisten erziehen. Allerdings nur ohne ihre Eltern. Deshalb habe ich große Angst.

Morgen ist Montag. Ich will meine Haare nicht eindrehen, denn ich möchte den Polizisten nicht in dieser Aufmachung die Türe öffnen! —

25. Juni. Ich erwache durch ein Läuten und blicke auf meine Uhr; es ist halb vier Uhr morgens. Gut, ist Karoly noch zuhause. Ich rufe ihn. Er ist in Sekundenschnelle vollständig wach und zieht sich an. — «Warte, ich werde die Tür öffnen! Ich will mich zuerst ankleiden, der Kerl kann warten!»

«Nun, beeile dich. Vermutlich hat er noch verschiedene Ausweisungsbefehle abzugeben. Je rascher die Leute den Befehl erhalten, umso länger haben sie Zeit, um sich vorzubereiten.»

Ein zweites Läuten. Diesmal lang und ungeduldig. Wir gehen zusammen zur Tür und öffnen. Natürlich ist es ein Polizist.

Sonderbar, daß mich das jetzt überhaupt nicht mehr aufregt. Er beginnt: — «Ich muß Ihnen einen Beschluß aushändigen, daß Sie Budapest innert 24 Stunden zu verlassen haben.»

«Ich weiß, danke!»

Karoly hat die Ordre entgegengenommen. Wir lesen... Wir werden also in Zukunft in B. im Haus Nr. 642 wohnen, leben müssen. Der Polizist will noch etwas sagen. Verlegen tritt er von einem Bein aufs andere, dann bemerkt er gequält:

«Gut, dann gehe ich. Glauben Sie mir bitte. Es ist keine Freude, solche Befehle zu überbringen! Und achten sie auf das Kleine.»

Mit einer linkischen Bewegung deutet er auf

meinen Leib. Dann wendet er sich, als wollte er davonlaufen. Ich bin gerührt, habe Tränen in den Augen. Wir sind es uns nicht mehr gewohnt, daß hinter der Uniform auch ein Mensch steht. Wegen dieser paar Worte habe ich den Polizisten lieb gewonnen.

Vater und Mutter sind auch schon wach. Wir beeilen uns beim Anziehen, um sofort zu packen; es bleibt uns nur wenig Zeit. Vater geht die Bekannten holen, weil Frauen das Einpacken besser verstehen.

«Sollten wir nicht in die Fabrik telephonieren, daß wir nicht kommen werden?» Karoly wird böse: «Zum Teufel mit unseren Arbeitsplätzen. Die gehen uns nichts mehr an. Wird man uns etwa entlassen, weil wir nicht erscheinen? Die wissen schon, daß wir ab heute Einwohner von B. sind. Wenn es für uns überhaupt Arbeit gibt, dann nur in einer Kolchose.» (Ich habe später gehört, daß Vater doch telephonierte. Er meldete, daß er nicht weiterarbeiten könne, weil diese Schufte auch ihn deportierten. Ich hatte Angst, denn ich kenne seine Art. Ein Glück, daß ihm nichts geschehen ist.)

Die Bekannten kommen rasch. Es sind nur wenige. Die meisten sind bereits deportiert. Wir wollen alle Möbel, die wir nicht mitnehmen können, bei den Nachbarn einstellen. Frau Klein kommt aus der dritten Villa. Sie hat alles gesehen. Sie bietet uns an, auch bei ihr Möbel einzustellen und Sachen zu hinterlegen. Sie bleibt den ganzen Tag bei uns und hilft mit. Sie arbeitet sehr geschickt und gibt uns manchen guten Rat. Sie hat Erfahrung, denn sie wurde schon 1944 deportiert.

Es ist spät am Abend. Wir sind mit allem fertig. Die Wohnung ist leer. Den Bolschewiken bleibt nicht einmal ein Nagel in der Wand. Die

meisten Möbel sind bei der netten Hausmeisterin und bei den Nachbarn. Alles, was wir hoffentlich mitnehmen können, steht bei der Türe bereit. Jetzt sind wir allein, und es bleiben uns vielleicht noch einige Stunden zum Ausruhen. Ich bin sehr müde und hungrig. Frau Klein bringt uns ein Nachtmahl. Woher sie das Fleisch hat, bleibt mir ein Rätsel. Mit Brot für die Reise sind wir versorgt. Der Verkäufer im Lebensmittelgeschäft war so nett und hat uns die Rationen im Vorrat ausgehändigt. Ich muß etwas ruhen, die Reise wird bestimmt anstrengend.

Es ist noch nicht Mitternacht, da kommt der Lastwagen. — «Los schnell! Nehmen Sie Ihre Sachen. Wir müssen noch andere abholen!»

Frau Klein stellt sich vor den schreienden Polizisten: «Von wo kenne ich Sie nur?» Frau Klein lächelt ganz fein. «Ach, verzeihen Sie mir, ich habe mich geirrt. Aber ihre Stimme hat mich an den Nazi-Polizisten erinnert, der mich ins Ghetto brachte.» Ich habe Mühe, das Lachen zu unterdrücken, obschon es nichts zu lachen gibt.

Sie werfen die Möbel auf den Wagen, ich befürchte, daß alles in tausend Stücke zerbricht. Der Fahrer flüstert Karoly zu, er solle den Arbeitern etwas geben, dann würden sie schon aufpassen. Sie weigerten sich, den großen Kasten aufzuheben, weil er zu schwer und zu groß war. Wir müssen ihn also zurücklassen. Und schon erscheinen die «Hyänen», die bei jeder Abfahrt auf solche günstige Gelegenheiten warten und bieten uns 150 Forint.

«Lieber will ich den Schrank zerhacken», sagt mein Vater rot vor Zorn. Er will mit dieser Arbeit beginnen, aber Karoly hält ihn zurück. — «Es fehlt sich noch, daß sie uns alle verhaften.» Frau Klein verspricht, den Schrank zu sich zu nehmen und ihn für uns aufzubewahren. Der Po-

lizist schreit sie an: «Was hier zurückbleibt ist Eigentum des arbeitenden Volkes.» Jetzt reißt auch Karoly die Geduld und er verliert den Kopf. «Bin ich denn nicht auch ein Arbeiter? Ich glaube, daß ich im Leben viel mehr gearbeitet habe als Sie. Wäre ich arbeitsscheu, ja dann hätte auch ich eine Uniform angezogen.» — «Um Gottes willen, Karoly ...» aber es tat wohl, daß er endlich seine Meinung sagte.

Offensichtlich fürchtet sich der Polizist vor der Kraft des erbitterten Menschen. Er wendet sich zu den Umstehenden und bemerkt trocken: «Die werden sowieso nie wieder kommen.»

Alles ist schon aufgeladen, wir verabschieden uns. Mutter dankt für die Hilfe, Frau Klein drückt ihr die Hand.

«Ich werde es nie vergessen; als man mich zum Ghetto brachte, waren Sie, Exzellenz, der einzige, der es wagte, mir zu helfen.» Als der herumschleudernde AVO-Detektiv das Wort «Exzellenz» vernimmt, bleibt ihm der Mund vor Stauen offen, und er vergißt sogar das Fluchen. —

Ein Gehöft. Ein Zimmer mit Lehmbofen, im Hause des Bauern mit dem Eingang von der Küche. Was wir mitgebracht haben, hat Platz im Zimmer. Man forderte unverschämte Preise für den Transport der Möbel vom Lastwagen ins Haus. Vater war schon ganz abgestumpft, er zeigte nur mit der Hand auf alles: «Nehmen Sie doch alles, was uns noch geblieben ist. Sie machen ein gutes Geschäft. Uns ist es schon egal.»

Aber Karoly gibt den Kampf nicht auf. Es nützt nichts. Die Sachen bleiben draußen. Er haßt diese Hyänen. Während wir am Tage der Verschleppung noch packten, drängte sich ein junger Mann vor und erklärte, daß wir den Mahagonischreibtisch in der neuen Unterkunft — ohne fließend Wasser — ohnehin nicht mehr benötigen. Karoly

versetzte ihm einen Hieb aufs Maul, daß er blutend davonlief. Jetzt packte ihn die Lust, auch diese Schmarotzer zu ohrfeigen, aber er besann sich eines Besseren und ging zu unserem künftigen Hausherrn. Wir hatten Glück. Istvan Kálmár ist ein anständiger Mensch. Er spannte sofort ein und holte unsere Möbel ab. Die Möbel waren noch heil. Nur das Glas des Schrankes ist beim Verladen zerbrochen. Dreißig oder vierzig Familien aus Budapest sind an diesem Morgen in diesem Dorf angekommen.

Wir haben uns in unser neues Leben gefügt. Wir dürfen uns im Umkreis von fünf Kilometern frei bewegen, außerhalb dieses Kreises nur mit einer Genehmigung der Polizei — in begründeten Fällen. Vater und Karoly arbeiten auf dem Straßenbau, Mutter in einer Kolchese. Sie hackt auf dem Feld. Ich stehe stundenlang Schlange um Brot, koche und räume zuhause auf. Abends sind wir alle müde und legen uns sofort schlafen. Die Dorfbewohner kommen und fragen:

«Sagen Sie uns doch bitte, wie lange wird das noch dauern? Wann kommen die Amerikaner?»

Ein jeder hat uns geholfen, so gut er konnte. — Sonntags nach dem Gottesdienst unterhielten wir uns mit unseren Leidensgenossen. Es waren stets die gleichen Fragen: «Wo wohnen Sie? — Was machen Sie? — Was berichtet der Sender ‚Freies Europa‘.»

Anfänglich wagten sich die Leute hier im Dorfe noch in die Kirche. Aber später, nachdem die staatliche Kirchenbehörde unseren Pfarrer fortgeschickt hatte, weil er sich weigerte, von der Kanzel für den Eintritt in den Kolchos zu predigen, blieb jeder der Kirche fern. Es kam ein neuer Pfarrer, aber mit Ausnahme einiger alter Frauen blieb die Kirche leer. Die Männer erklärten, sie hätten keine Lust, auch noch Sonntags

in der Kirche staatliche Propagandareden mitanhören zu müssen.

An den Hunger und an anstrengende Arbeit kann man sich gewöhnen. Die Hölle aber ist es, im Dorfe wehrlos der Grausamkeit der Polizisten und den Schikanen des Rates ausgeliefert zu sein. Sie behandelten uns wie eine Räuberbande. Beim Schlangestehen hieß es: «Die Deportierten zuletzt!» Wenn jemand gestohlen hatte, hieß es: «Das muß ein Verschleppter gewesen sein.» Wenn zu langsam gearbeitet wurde: «Die Deportierten sabotieren!» — Polizisten kamen in unsere Küche, steckten ihre Nasen in unsere Pfannen, kontrollierten was wir kochten und durchstöberten unsere Kammer nach Vorräten. Wegen einiger Pfund Zucker oder zehn bis zwanzig Pfund Mehl wurde man als Hamsterer verhaftet. Machten wir uns gegenseitig Besuche, wurden wir als Verschwörer vorgeladen und verhört. Sie wollten wissen, wer mit wem und worüber er gesprochen habe. Gleichsam zum Zeitvertreib wurden wir im größten Arbeitsdruck vor den Gemeinderat zitiert; man fragte nach unseren Personalien, dem Lebenslauf, man schrie uns an, wir wurden belehrt, ausgefragt und zurechtgewiesen. Alles mußten wir uns von diesen primitiven Menschen gefallen lassen. Solche Roheiten und Erniedrigungen kann ich — besonders in meinem jetzigen Zustand — kaum ertragen. Ich bin zweiundzwanzig Jahre alt. Wird das so bleiben, mein ganzes Leben lang? Was für eine Welt, in die mein Kind hineingeboren wird!...

Noch ehe das Kind zur Welt kam, wurde Karoly zum Arbeitsdienst einberufen. Man erklärte ihm gleich am ersten Tag, er gehöre zum Abschaum des arbeitenden Volkes und sei nicht würdig, in der sozialen Gesellschaft eine Waffe zu tragen. Scheinbar sind die Arbeitsdienstpflich-

tigen aber doch gut genug, um für diesen Staat ohne Bezahlung zu arbeiten.

Auch dies ging vorüber. Zwei Jahre lang ein Kampf ums nackte Dasein. Viel Hunger, viel Erniedrigungen, viel Furcht. Aber mein Sohn war stark und gesund, er kam mit 3,4 Kilogramm zur Welt...

Nach dem Tode Stalins erwachten unsere Hoffnungen. Mit dem Sturz Berijas wurde bei uns mit den Stalinisten abgerechnet. Imre Nagy kam ans Ruder und mit ihm eine normale Zeit. Die Kommunisten traten gezwungenermaßen einen Schritt nach rückwärts und wir hofften, daß vielleicht alles wieder gut würde. Die erste Rede Imre Nagys war eine Erlösung. Das ganze Dorf jubelte. Die Kolchosen wurden aufgelöst, weil ohnehin jeder Kolchosebauer schon ausgetreten war, der Parteisekretär aber und der Vorsitzende des Gemeinderates halb zu Tode geprügelt. Auch die Dorfbewohner hatten viel gelitten und warteten mit uns auf bessere Zeiten. Leider kam es anders. Was 1952 nicht geschah, das haben sie 1955 gründlich nachgeholt. Heute ist auch B. ein sozialistisches Dorf, und es gibt dort keinen Bauern mehr, der auf seiner eigenen Scholle arbeitet. Jeder ist in der Kolchose. Wer sich nicht durch Zwangsabgaben, erhöhte Steuern und durch sogenannte freiwillige Abgaben hineinpressen ließ, der mußte sich durch den Terror der AVO vom Segen einer gehobenen sozialistischen Wirtschaft überzeugen lassen.

Wir durften aus der Verbannung zurückkehren. Jeder konnte gehen, wohin er wollte, das heißt, dorthin, wo er ein Dach über dem Kopf fand. Unsere alten Wohnungen waren natürlich vermietet. Wegen der «Wohnungs- und Verpflegungsknappheit» blieb Budapest für uns gesperrt. So begann ein aufgeregtes Rennen und Jagen. Die meisten

drängte es in die Nähe der Hauptstadt. Sie hofften, ihre alte Arbeitsstelle wieder zu bekommen. Auch für uns wäre es gut, mit Karoly und den Kindern wegzuziehen. Es ist unerträglich, mit den Eltern und der eigenen Familie in einem einzigen Zimmer zusammengepfercht zu leben. Ich bin jung und möchte mit Karoly in Ruhe leben. Auch ein Kind braucht ein Zuhause. Meine Eltern sind noch nicht so alt, daß sie nicht für sich selbst sorgen könnten, und mehr als eine Einzimmerwohnung in Untermiete werden wir ohnehin nirgends finden.

Endlich hat Karoly in Maglod eine Wohnung gefunden. Eine Stunde Bahnfahrt von Budapest entfernt. Er arbeitet als Monteur an seinem alten Arbeitsplatz und verdient 1100 Forint. Ich fühle mich krank und werde nicht arbeiten können. Die Arbeit, eine zweistündige Fahrt täglich und dann die Hausarbeit... Wem könnte ich in der Zwischenzeit das Kind anvertrauen? In einen Kindergarten will ich es nicht geben, wo es mit andern Kindern Loblieder auf den Sozialismus anstimmen muß. Ich werde mich mit irgend einer Heimarbeit beschäftigen. Ich kann Knöpfe und Kinderspielzeuge herstellen und Halstücher weben. Solche Sachen habe ich schon seit Jahren angefertigt...

Vater und Mutter bleiben vorläufig noch hier. Wir lassen ihnen auch die Möbel und werden uns mit Hausrat, der in Buda bei Bekannten untergebracht ist, aushelfen.

...Unsere Situation hat sich gebessert. Ich habe daheim viel gearbeitet und erwarte nun mein zweites Kind. Aber es gab Schwierigkeiten mit Irene. Sie hat uns das Zimmer ziemlich teuer vermietet, aber wir waren froh darum; überdies nimmt niemand gerne in seine Wohnung eine Familie mit einem Kleinkind auf. Karoly

ging immer in die Nachtschicht, wo er eine Zulage von zwanzig Prozent erhielt. So war ich tagsüber nicht allein und auch nicht wehrlos den Grobheiten Irenes ausgeliefert. Aber die schlaflosen Nächte waren endlos.

Wenn ich schon nicht schlafen konnte, nähte ich oder webte, um Geld zu verdienen. Tagsüber gab es im Haushalt mit dem Kinde viel Arbeit, so daß ich für Karoly keine freie Minute hatte. Mein Zustand verschlechterte sich, die Lunge war angegriffen. Dazu kam ein Nierenleiden. Ich war ständig in ärztlicher Behandlung; manche Monate konnte ich überhaupt nicht mehr arbeiten und blieb ohne Verdienst. Ausgerechnet in dieser Zeit erhielt Karoly einen langen und verzweifelten Brief von seiner Mutter. Sein Vater sei sehr krank, der Zustand gefährlich. Er müßte eine ständige Pflege haben und verdiene nichts mehr. Karolys Mutter arbeitete irgendwo als Hausangestellte. Sie wäscht und kocht, betreut die Kinder, solange deren Eltern an der Arbeit sind, und erhält monatlich sechshundert Forint. Das reicht nicht aus für den Lebensunterhalt von zwei Personen, mit Miete, Beleuchtung und den Fahrtkosten. Wir sollen helfen. Karoly ist verzweifelt. Er verdient eintausendeinhundert Forint. Es bleiben somit für uns und das kommende Kind sechshundertfünfzig Forint. Auch wenn wir unsere letzten Möbel verkaufen, ist nicht geholfen. Wer hat heute schon Geld für Möbel? Und wie soll eine Familie ohne das Notwendigste leben? Karoly muß einfach einsehen, daß wir seinen Eltern nicht helfen können. Ich hungere seit Jahren und bin am Ende. Auch das Kind, das ich unterm Herzen trage, fordert sein Recht: «Ich bin hungrig, warum gebt ihr mir nichts zu essen?» Manchmal möchte ich weinen vor Gier nach einem Stück Fleisch. Tante Gisa schreibt,

Onkel Georg werde sterben, wenn wir nicht helfen. Wir können nicht.

Du mußt verstehen, Karoly. Ich bin schwach, müde und abgekämpft. Mach es mir nicht unmöglich, mein Kind auszutragen. Verstehst du denn nicht, Karoly, du mußt wählen, entweder dein Vater oder dein Kind...

...Onkel Georg ist gestorben. Wir konnten nicht zum Begräbnis fahren. Er starb in der Verbannung. Tante Gisa schrieb, das ganze Dorf habe geholfen. Der Hausherr, der Bauer, ging in aller Frühe fort, um selbst das Grab zu schaufeln und ihnen die Kosten für den Totengräber zu sparen. Der Mesner wollte keinen Pfennig annehmen; der Nachbar lieh ihnen Pferd und Wagen, um den Sarg hinauszufahren. Die ganze Bevölkerung des Dorfes nahm am Begräbnis teil. Das Grab war mit Blumen und Kränzen bedeckt.

Ich höre, daß auch Tante Ilonka, die Mutter Sanyis in der Verbannung gestorben ist.

Wir haben eine kleine Tochter. Die Geburt war schwer — der letzte Sieg meines Lebens. Die Aerzte sagten mir, daß ich kein Kind mehr haben könne.

Mutter kam uns besuchen. Wir haben uns sehr auf sie gefreut. Sie war sehr lieb, aber schon am nächsten Tag fiel sie uns zur Last, und wir waren froh, als sie wieder fortging. Man kann sogar mit seiner eigenen Mutter nicht länger als einen Tag, zusammen mit der ganzen Familie, in einem einzigen Zimmer zusammengepfercht sein. Sie erzählte vieles, was in meinem mit Sorgen überlasteten Kopf keinen Platz mehr fand. Einiges aber ließ mich aufhorchen, zum Beispiel die Nachricht vom Tode Kalman Zsoldos, des Ministers für das Gesundheitswesen. Ein großer Leitartikel auf dem Titelblatt des Szabad Nep... ein Photo im schwarzen Rahmen — die Regierung

ehrt ihn als ihren großen Toten — ein pomphaftes Staatsbegräbnis. Schon am nächsten Tag wurde seine Frau aus ihrer Wohnung auf die Straße gesetzt. Warum? Am gleichen Tag starb Professor Gyula Incze, Leiter des ärztlichen Institutes beim Gerichtshof und ein guter Bekannter meiner Mutter. Der eine war erst neunundvierzig, der andere einundfünfzig Jahre alt. Beides kerngesunde Menschen. Sie scheinen deshalb gestorben zu sein, weil sie die Todesursache des noch immer lebenden Ministerpräsidenten Imre Nagy feststellen mußten. Sie waren nicht geneigt, in den amtlich geplanten Mord einzuwilligen. Sie hatten auch einiges durchsickern lassen. Wir wußten seit langem, daß Imre Nagy gestürzt würde, und so «erkrankte» er auch zur gleichen Zeit als Malenkow abdankte. Nachher kommt mit Sicherheit wieder ein Ruck nach links; die Genossen werden wieder wild, die Not wird größer und der Terror grausamer. Diese ewige Unsicherheit ist nicht zu ertragen. So geht es seit zehn Jahren.

Meine Mutter hat aber auch eine gute Nachricht gebracht. Eine bessere hätte sie gar nicht bringen können; Sanyi soll wieder frei sein. Was kümmern mich jetzt Imre Nagy und Kalman Zsoldos? Seit Wochen träume ich von Sanyi. Ich sah ihn vor sechs Jahren zum letztenmal. Nur selten dachte ich an den Sommer 1944 und an meine erste Liebe. Und jetzt immer wieder diese Träume. Ich wußte nicht, was sie bedeuten; war Sanyi nicht gestorben? Nein, er war nicht gestorben, er wurde frei.

Ich war mit den Nerven zu Ende und flüchtete mich in die Zeit der Kinderjahre. Was hatte ich bisher von meinem Leben? Kampf, Mühe, Not und Erniedrigung... und selbst mein Mann hat keine Zeit mehr für mich? Wird das so bleiben,

bis ich alt bin? Um meine Augen sind schon Falten. Ob das Altern mit schönen Erinnerungen wohl weniger schmerzt? ...

Eines Tages kam Sanyi. Er trat ein, mit seinem etwas scheuen Lächeln, mit jener großen Freude in seinen Augen, die ich mir für das Wiedersehen erträumt hatte.

Er freute sich auf mich, denn er hatte sonst niemanden. Seine Augen blickten ins Weite, als ob ihm das, was er sah, unwichtig und fremd erschiene. Er liebte mich noch immer und keine andere. Es war ihm ja niemand mehr geblieben. Was sollte er ganz allein anfangen? Ich sah ihm an, daß er von keinem Ehrgeiz getrieben war; er hatte weder Illusionen noch Wünsche. Eine Arbeit, die ihn erfüllt, wird er nie bekommen; er schlendert in der Welt herum und wird wahrscheinlich bald wieder eine Dummheit begehen, die ihn an den Galgen bringt. Nur ich bin noch da; von mir könnte er Liebe bekommen... ich vermöchte ihm vielleicht ein neues Leben zu schenken. Ich sehnte mich nach Sanyi und klammerte mich an ihn, um die große Leere in meinem Leben zu überbrücken. Aber er war der Edlere und Ehrlichere; es geschah nichts zwischen uns.

Wenn sich doch Karoly nur ein wenig Mühe geben würde, etwas fröhlicher und gefaßter gewesen wäre; aber alles in ihm war Spannung und Bitterkeit. Ich bat ihn oft: «Karoly, ich kann es nicht länger ertragen... sei ein bißchen liebevoller... habe Freude an mir oder an irgend etwas... Daß wir so versauern, ist unerträglich. Du mußt es verstehen, daß ich es so nicht länger aushalten kann, wenn du immer schlecht gelaunt und gereizt bist, muß ich einen andern haben...» — und was war dann seine Antwort: «So nimm ihn doch und damit basta.» Sanyi war für mich die Kindheit, die erste wahre Liebe — damals,

als das Leben noch bunt war und ich voller Erwartungen... als ich noch hoffte. Was erwartete mich jetzt? Ich langweile meinen Mann, falle ihm zur Last... wenn die Kinder einmal groß sind, werden sie mich verlassen. Ich sehne mich nach Liebe und Leidenschaft! Sanyi bedeutet mir all das, was weder mit Ehe und Pflichten noch mit Arbeit, Mühe und Kindern zusammenhängt. Karolys Natur brachte mich zur Verzweiflung. Ich flüchtete mich vor ihm, als plötzlich der Jugendfreund erschien, der mir den Zauber der Kindheit, die Frische der Liebe und die Leidenschaft wieder brachte. Karoly verstand und trat beiseite. Wir beschlossen, uns zu trennen. Daraufhin sah er mich betrübt an, seine Hand zitterte und seine Bewegungen wurden ungeschickt. Er verfiel in völlige Apathie und magerte zusehends ab. Armer Karoly, was wirst du ohne mich machen? Man kann doch nicht einfach sechs schwere Jahre aus seinem Leben auslöschen. Wäre er schlecht und grob zu mir gewesen, so hätte ich ihn vielleicht verlassen können. Aber so... ich kann, ich will ihn nicht fallen lassen! Schließlich war er ja stets um mich besorgt. Karoly war übergücklich, als ich ihm erklärte, ich würde mich nicht scheiden lassen. Er hat mir fest versprochen, sich zu ändern... der Arme — kann man seine Natur ändern? Vielleicht, ja, wenn wir ein friedliches Heim hätten, ohne die tausend kleinen Unannehmlichkeiten, mit denen uns die Mitbewohner das Leben verbittern... Karoly wird sich umsehen. In Komlo werden Arbeiterwohnungen an Bergarbeiterfamilien zugewiesen. Er fuhr hin und meldete sich; so bekam er die Wohnung. Glückstrahlend erzählte er mir, es sei ihm gelungen, für uns eine Wohnung zu sichern. Und so zogen wir hinaus; vielleicht wird sich jetzt alles zum Guten wenden.

Ohne Heim ist mein Leben sinnlos, ich bin völlig entwurzelt. Wenn ich ein Heim besitze, bin ich die anständigste und solideste Frau, dann habe ich keine Wünsche, die außerhalb dieses Heims liegen. Und nur das, was innerhalb meiner kleinen Wohnung geschieht, hat Bedeutung für mich. Wir leben jetzt in einer staatlichen Wohnsiedlung, alle unsere Hoffnungen sind an diese Wohnung geknüpft. Wir versuchen, unser Leben neu anzufangen.

Karoly sieht jetzt viel besser aus, und ist, seitdem er körperliche Arbeit verrichtet, auch ausgeglichener. Leider verdient er sehr wenig. Er wird nicht beim Bau beschäftigt, wo er doppelten Verdienst hätte. Seiner Ansicht nach wird er als Neuling und zudem mit einem schlechten Kaderschein noch lange warten müssen. Nur Parteimitglieder und Stachanovisten erhalten hochbezahlte Arbeiten. So war es auch in meinem Betrieb. Jedesmal, wenn mir an der Maschine eine hochbezahlte Arbeit zufiel, wurde sie an eine Stachanovistin vergeben. Karoly darf wegen diesen Schwierigkeiten den Mut nicht verlieren. Er befürchtet seinerseits, daß ich vor ihm schlapp machen werde, wenn ich nichts mehr zum Kochen habe und den Kindern keine Kleider mehr kaufen kann.

Wir sind erst einige Tage hier, und schon geschah ein Bergwerksunglück: Ein Einsturz eines Stollens, bei dem drei Menschen verschüttet wurden. Karoly sagt, die Arbeiter seien täglich gefährdet, weil heute in Stollen gearbeitet wird, die die Grubenleitung früher geschlossen hätte oder die wegen Einsturzgefahr bereits gesperrt waren. Wie reimt sich das mit dem kommunistischen Schlagwort: Der Welt höchster Wert ist der Mensch? . . .

Karoly mußte als Zeuge auftreten und berich-

ten, wie sich der Einsturz zugetragen hatte. Er hatte zwar in der Nähe gearbeitet, wußte aber keine Einzelheiten — es sei denn, daß einer der Verunglückten gesagt hatte, es sei verdammt gefährlich, und er fürchte sich, in diesen brüchigen Stollen einzusteigen. Die verantwortlichen Herren schien das nicht weiter zu kümmern; die Fachleute und die Betriebsleiter schoben jede Verantwortung ab. Jedesmal, wenn Karoly auf Nachtschicht ist, und ich abends in der Dunkelheit allein zu Hause sitze, sehe ich Schreckensbilder und zittere, daß ihm etwas zustoßen wird — daß ich ihn am Morgen umsonst erwarten werde. Vor Aufregung schlafe ich spät ein. Wenn er mich morgens bei seiner Rückkehr weckt, bin ich übergücklich und liebe ihn heiß... Gehört dieses ständige Zittern unweigerlich zu meinem Leben? Warum muß ich mich immer vor etwas fürchten? Dieses ewige Bangen ist wohl der Preis für die neue Wohnung.

Ich habe mit Frau Katona gesprochen. Sie war hier, um sich bis zu ihrem nächsten Zahltag etwas Geld zu borgen. Sie erzählte, daß sie anfänglich jeden Tag um ihren Mann bangte. Aber schließlich habe sie sich daran gewöhnt. Jetzt beklagt sie sich darüber, daß sie, seit sie und ihr Mann schwere Arbeit verrichten müssen, zu nichts mehr Zeit und Lust haben. Sie würde sich bestimmt freuen, wenn ihre Kinder öfters mit meinen Kindern spielen dürften. Wenn ich zu Hause arbeite, weiß sie diese gut aufgehoben und betreut. Fast alle Frauen gehen zur Arbeit und sind durchwegs überanstrengt. Wo aber die Frau nicht arbeitet, geht dafür die Ehe in die Brüche. So war es bei der Familie Kiß. Die Frau ist ein Nervenbündel und hat nichts zu tun; ihr überarbeiteter Mann vermag keinen ihrer Wünsche zu befriedigen, und so versucht sie mit jedem

ändern anzubändigen. Entweder ist der Mann Familienvater und schuftet sich für die Seinen zu Tode oder er ist ein Partner in der Liebe; beides verträgt sich nicht bei der heutigen wilden Hetze und bei den neuen Arbeitsnormen.

Heute nachmittag mußte Karoly wegen des Unglücksfalles zum Direktor gehen. Um den Familien, die ihren Ernährer verloren hatten, keine Entschädigung zahlen zu müssen, wollte man beweisen, daß die Unvorsichtigkeit der Arbeiter den Unfall verursacht hatte. Ich kenne die Frau des einen. Sie ist dreißig Jahre alt und sieht aus wie fünfundvierzig; sie hat vier kleine Kinder. Karoly sagt, daß er sich mit den «Herren» sehr gestritten hat. Hoffentlich werden sie uns jetzt nicht aus der Wohnung werfen! Kaum haben wir ein Dach, müssen wir uns schon wieder ängstigen. Kann es wirklich geschehen, daß sie, trotz Karolys Zeugenaussage, einer unglücklichen Frau mit vier kleinen Kindern die Entschädigung vorenthalten? Komme, was kommen mag! Jetzt muß alles gewagt werden! Wenn wir uns drücken, gleichen wir denen, die ihre Seele verkaufen, um besser leben zu können, denen, die wegen ihrer Familie in die Partei eintreten oder zur AVO gehen und nachher die anderen Familien drangsaliieren.

Abends kam Kopacsi vom ersten Stock zu uns herab. Er war sehr gut gelaunt, hatte einen kleinen Schwips. Er brachte eine Flasche starken Branntwein mit und bot uns davon an. Ich trank nur ein Gläschen. Ich liebe Schoko-Flip und alle Liköre; tempi passati! Vor unserer Verbannung hat mir Karoly immer so etwas verschafft; während ich mein Töchterchen erwartete, brachte er mir als Ueberraschung sogar einmal eine ganze Flasche mit. — Unglaublich, was die Menschen hier trinken! Wo sie nur das Geld hernehmen?

Für Kleider geben sie kaum etwas aus, sie tragen auch in der Freizeit die Werkkittel. Die aus den benachbarten Dörfern zur Arbeit kommen, erhalten zusätzliches Geld für die Verpflegung. Ihre Kinder sind zerlumpt. Im Winter wird nur die Küche und nicht das Zimmer geheizt. Sie verkaufen ihren Anteil an Kohle, um recht oft betrunken zu sein. Das ist ihre einzige Freude. Kopacsi hat sich den Branntwein selbst gebraut. Das ganze Haus stinkt nachher so sehr nach Schnaps, daß ein Beamter des Finanzamtes es schon auf mehrere Kilometer riechen müßte. Ich warnte Kopacsi, er solle doch achtgeben, eines Tages werde man ihn wegen seines Schnapses einsperren. Aber er lachte nur und erzählte, der gefürchtete Beamte sei ausgerechnet heute bei ihm gewesen.

«Ich sagte ihm, er sei eben zur rechten Zeit gekommen, er solle diesen guten, zu Hause gebrauten Schnaps einmal kosten und bot ihm ein Glas an. Welch gute Nase Finanzbeamte doch haben! Sie kommen immer, wenn man etwas anzubieten hat. Er benahm sich nicht sehr amtlich und betrank sich wie ein Schwein. Entschuldigen Sie, gnädige Frau! Nach zehn Minuten duzte er mich schon, nannte mich seinen besten Bruder! Diese Finanzleute lieben alles, was sie gratis bekommen. Ich schenkte ihm zwei Flaschen, die er unter den Arm nahm. Er weiß, daß es für ihn besser ist, ein braver Mensch zu sein und guten Schnaps zu trinken, als Gefahr zu laufen, in einer dunklen Straße verprügelt zu werden. Er torkelte in seiner grauen Uniform nach Hause und schimpfte laut über die... Kommunisten. Das kann doch jedem passieren! Selbst der Parteisekretär hat auf die Kommunisten geflucht, als er stockbesoffen war.» Als Kopacsi endlich nach oben ging, hatte auch Karoly eine

solche Fahne, daß ich ihm schleunigst Kaffee kochen mußte.

Erst jetzt habe ich erfahren, daß Katonas wirklich anständige Leute sind. Sie lassen ihr Töchterchen in der Schule den Religionsunterricht besuchen. Grundsätzlich hat jeder das Recht dazu, aber jeder fürchtet sich. In der «Arbeitsgemeinschaft der Eltern» bei der sich Väter und Mütter mindestens alle Vierteljahre einmal einfinden müssen, hat die Schulleiterin erklärt, der Religionsunterricht sei geeignet, im Kinde einen Konflikt auszulösen, weil dieses sich den Lehren des Marxismus-Leninismus und dem Parteigeist, die den Kindern in den andern Unterrichtsstunden beigebracht werden, nicht mehr anpassen könne. Deshalb sei Religionsunterricht nicht erwünscht. Da stand Katona auf und entgegnete: «Meine Töchter sollen keine Heidinnen werden! Habe ich das Recht, ihnen Religionsunterricht geben zu lassen? Ja oder Nein? —» Er habe das Recht, aber ... Dann werde er von seinem Recht auch weiterhin Gebrauch machen. —

Am nächsten Tag wurde er zum Parteisekretär gerufen, und dieser begann ihn zu bearbeiten: «Du Genosse bist doch ein kluger Mensch. Wie kannst du glauben, daß es einen Schöpfer, einen Gott gibt, wo Du ihn doch noch die gesehen hast? Nun, fragte Katona, hat denn der Genosse je den Hintern Stalins gesehen? Nicht wahr, er hat ihn nie gesehen und doch weiß er, daß er einen hat ... Diese Antwort hatte einen Riesenerfolg. Am nächsten Tag lachte sich das ganze Bergwerk krumm darüber. Es war aber zu befürchten, daß der Parteisekretär an dem «frommen» Argument der Verteidigung der Religion keine Freude haben würde. Katona kümmert sich nicht darum. — «Ich habe nichts zu befürchten. Ich arbeite in meiner Grube an einem schlechten

Platz. Einen besseren werde ich sowieso nicht bekommen, weil ich niemandem schmeichle, und entlassen werden sie mich auch nicht, weil es zu wenig Bergarbeiter gibt.» Er hat recht damit.

Im Nachbarhaus hat Kalman Dara seine Frau verprügelt. Die Frau verlor dabei zwei Zähne. Ihr Gesicht ist geschwollen, ihr Körper voll roter und blauer Flecken. Sie war schwindlig und hat erbrochen; wahrscheinlich hat sie eine Gehirnerschütterung. Man erzählte mir, Karoly sei zu dem Mann gegangen, als sie ins Bergwerk einführen und habe zu ihm gesagt: «Wenn Sie raufen wollen, stehe ich zur Verfügung. Sie sollten mit einem Mann raufen und nicht Ihre Frau prügeln.» Bei den Männern wirkt die Grobheit ansteckend. Nachdem Dara seine Frau zum erstenmal in aller Öffentlichkeit verprügelt hatte, wurde das Verprügeln der Frauen Modesache, zumindest drohte man: «Du kannst es auch bekommen wie die Frau Dara!» Mit der Zeit begannen sich die Männer zu schämen; sie schimpften auf Dara und waren zu den eigenen Frauen wieder etwas anständiger. Diese Grobheit war wohl darauf zurückzuführen, daß Dara durch die schwere Arbeit in der Grube am Rande seiner Kräfte, seine Frau aber ausgeruht und jung war. Sie mußte nur leichte Arbeit verrichten, hatte keine Kinder, die ihre Kraft in Anspruch nahmen, und so vermochte der Mann ihr nicht mehr zu genügen. Aus Scham, gewissermaßen als Ersatz für sein Versagen, hatte er sie verprügelt. Diese Reaktion scheint bei den primitiven Bergarbeitern verbreitet zu sein, überall dort, wo die Frau nicht durch viele Kinder und durch die Arbeit derart verbraucht ist, daß sie schon mit dreißig Jahren wie ein altes Weib aussieht.

Meine kleine Wohnung ist wirklich nett geworden. Ich habe mir für die Fenster in der Kü-

che und in der Stube Vorhangstoff gekauft und Gardinen genäht, so daß man jetzt aus dem Nachbarhaus nicht mehr hereinschauen kann. Den Boden habe ich gestrichen und gewachst, daß er wie ein Parkettboden aussieht. Auch die schäbigen Küchenmöbel habe ich angestrichen und sogar die Türen. Die Wände habe ich frisch geweißelt. Für die Kinder habe ich kleine Kissen genäht, damit sie auf dem Fußboden spielen können. Wir haben großes Glück mit unserer Wohnung. Ich höre, daß in allen Neubauten aus Spargründen nur noch Einzimmerwohnungen ohne Badezimmer gebaut werden, mit nur einem Wasserhahn in der Küche. Neue Wohnungen werden nur gebaut, um Arbeitskräfte anzulocken. Arbeiter, die eine Wohnung erhalten, müssen sich mit schlechten Löhnen begnügen; Verlust der Arbeit wäre gleichbedeutend mit dem Verlust der Dienstwohnung. Innerhalb eines Betriebes ist es die Regel, daß die Inhaber staatlicher Dienstwohnungen nur schlechtestbezahlte Arbeit bekommen, weil sie in keinen anderen Betrieb abwandern können. Karoly hat noch nie so wenig verdient wie jetzt...

Heute hat uns der Leiter des Seminars besucht. Ich befürchtete schlechte Nachrichten. Vielleicht kommt er, um zu schnüffeln. Ich bemühte mich, recht freundlich zu sein, sprach von den Kindern, um die Zeit bis zu Karolys Heimkehr zu überbrücken und ihn solange hinzuhalten. Dann stellte es sich heraus, daß er in russischer Gefangenschaft war. Nun, dann kennt er ja die Verhältnisse in der Sowjetunion! Er fing an zu schimpfen und erzählte von der gräßlichen Not in der Sowjetunion, von Krautsuppe und Sonnenblumenkernen als Nahrung, und wie sogar die Zivilbevölkerung die hungrigen Kriegsgefangenen um Brot angebettelt hatte. Dann schimpfte

er über die Schlamperei im Bergwerk und über die Vorgänge im ganzen Lande. — «Ach ja, in früheren Jahren...»

Sie waren sieben Geschwister, der Vater ein ausgebildeter Arbeiter in einer landwirtschaftlichen Maschinenfabrik. Mit seinem Verdienst konnte er mit seiner Frau und zwei Kindern ausreichend leben. — Jetzt arbeiten sowohl er wie seine Frau, doch reicht es bei ihnen kaum für das Notwendigste. Jeden Morgen bringen sie die zwei Kinder wie Gepäck, das man abgibt, in die Krippe. Ich hatte Hemmungen, offen mit ihm zu reden; das scheint er gemerkt zu haben und sagte: — «Wissen Sie, daß ich im Seminar Vorträge halten muß! Sie glauben doch nicht, daß es mir Freude macht, all dieses blöde Zeug anzupreisen, das doch niemand glaubt. Man hat mir diese Arbeit zugeteilt, was soll ich machen? Wenn ich es nicht tue, werde ich hinausgeworfen. Oh, wie ich diese Lügen hasse, die ich da erzählen muß! Es ist nur gut, daß sie niemand glaubt; so richten sie wenigstens keinen Schaden an. Ich habe keine Angst vor Ihnen, denn ich weiß, mit wem ich es zu tun habe und wo ich offen reden darf. So bin ich gekommen, um mir einige Bücher zu borgen, damit ich nicht ganz verblöde. Sie besitzen doch gute, alte Bücher?» So sieht also ein Parteiideologe aus. Man glaubt ihnen natürlich nicht; wie soll einer überzeugen, der seine Pflicht selbst für schmutzig hält?...

Langsam lerne ich die Menschen der Umgebung kennen. Erst nach einem langen Gespräch mit seiner Frau habe ich erfahren, daß Herr Katona Besitzer eines Textilgeschäftes in Pecs war, das verstaatlicht wurde. Eines Tages erschienen bei ihm zwei Geheimpolizisten, die im Namen der Volksdemokratie sein Geschäft beschlagnahmten, die Schlüssel abforderten und das Inventar ab-

nahmen. Er hatte die Burschen schon lange erwartet und deshalb vor der Beschlagnahmung einige Ballen Stoffe zu einem Schneider gebracht. Wenn ihm schon nichts anders von seinem Laden blieb, wollte er sich wenigstens einige Anzüge sichern. Ein Unbekannter hatte ihn aber angezeigt. Es gab eine Haussuchung bei ihm und dem Schneider. Man führte ihn zur Polizei und verprügelte ihn. Nachher kam er vor Gericht. Er verteidigte sich damit — aber erfolglos — daß er den Stoff für die Anzüge zu einem Zeitpunkt zum Schneider gebracht habe, als er noch Besitzer des Geschäftes war.

Er wurde angeklagt, daß er die Stoffe vor der Inventaraufnahme unterschlagen und somit das arbeitende Volk geschädigt habe. Dies sei Diebstahl an sozialistischem Eigentum. (Es war sein Eigentum, ehe es beschlagnahmt wurde.) Das Urteil lautete auf zwei Jahre. Die Strafe mußte er in einem Bergwerk verbüßen. Was sollte er nach seiner Entlassung anfangen? Seine Wohnung war mit dem Geschäft beschlagnahmt worden. Er verstand kein anderes Fach. So kam er hierher nach Komlo, um im Bergwerk zu arbeiten, da er dadurch wenigstens eine Wohnung erhalten hatte.

Kopàcsi besaß fünf Hektaren Land, die er bewirtschaftete und weigerte sich, in die Kolchose einzutreten. Da besuchten ihn die Genossen des Gemeinderates fast täglich, um irgend ein Vergehen festzustellen. Sie forschten beim Schweinefutter nach Kartoffeln, die größer waren, als die amtlich bewilligten. Das nach der Zwangsabgabe noch verbleibende Getreide hatte er dem Staate zum Kauf angeboten. Er erhielt dennoch eine Buße — sein Hof sei unsauber. Es wurde ihm auferlegt, Steuern zu bezahlen und binnen zwei Wochen mit dem Mästen eines 60 kg

schweren Schweines zu beginnen. Leider konnte er ein solches Schwein nicht plötzlich herzaubern und so mußte er sich eines für 1200 Forint kaufen. Schließlich erklärte man ihm bei der Polizei ganz offen, die Ortschaft werde in ein «sozialistisches Dorf» umgewandelt; wenn er nicht in die Kolchose eintreten wolle, würde man schon Mittel finden, um ihn wegen Auflehnung gegen die Demokratie einzusperren. So zog er es schließlich vor, hierher als Bergarbeiter zu kommen. Nun haben sie sein Land; die Kolchose werden sie ohne ihn bewirtschaften.

Die meisten Bewohner der staatlichen Wohnungssiedlung haben sich hierher in die schwere Bergwerksarbeit geflüchtet, um endlich in Ruhe gelassen zu werden.

Es ist merkwürdig, daß das kommunistische Regime die Arbeiter und die Bauern viel härter anpackt, als die von ihm als Ausbeuter verschrieenen Kapitalisten der alten Gesellschaft.

Jeden Tag, jede Woche, die ich in meinem Heim verbringen darf, ist ein Geschenk. In mir nagt ständig die Angst, daß ich dieses Geschenk aus irgend einem Grund verlieren werde... Karoly ist überarbeitet; er verdient schlecht. Auch ich kann hier draußen auf dem Lande mit Heimarbeit nur spärlich verdienen. Ich weiß nicht, wie ich den Kindern warme Sachen für den Winter beschaffen soll. Während eines Monats mit ständiger Sonntagsarbeit hatten wir besser verdient. Nach diesem Monat mußten wir die Friedensanleihe bezahlen. Wir darbteten regelrecht, aber wenigstens zum ersten Mal nach sechs Jahren der Ehe in einem eigenen Heim. Wie fürchte ich mich, es wieder zu verlieren!

... Meine Angst war nicht unbegründet. Jetzt ist es soweit. Karoly wurde heute ins Personalbüro gerufen. Der Chef teilte ihm mit, er müsse

innert 48 Stunden seine Arbeit niederlegen und innert einer Woche seine Wohnung räumen, weil man ihn nicht weiter beschäftigen könne. Warum man ihn nicht weiter beschäftigen könne? Ob er schlecht arbeite? — «Nein, gegen Ihre Arbeit haben wir nichts einzuwenden; aber Ihr Vater war eine führende Persönlichkeit in der Politik, und ich kann die Verantwortung für Sie nicht länger übernehmen. Ein paar Worte von Ihnen genügen, um unter den Arbeitern einen Aufruhr auszulösen! Ich muß Sie daher aus Sicherheitsgründen entlassen.»

Das kann doch nicht sein! Sie kannten ja den Beruf des Vaters, als Karoly sich hier zur Arbeit meldete und haben ihn doch aufgenommen. Ebenso hat er in Budapest bei einer großen Firma gearbeitet. Laut Arbeitsgesetz darf der Beruf des Vaters für eine Entlassung nicht ins Gewicht fallen. Das ist nur ein fadenscheiniger Vorwand. Karoly protestierte, die Entlassung sei gesetzwidrig, er nehme sie nicht an und wir würden nicht ausziehen.

— «Dann werden wir eben Mittel finden, um Sie auf andere Weise los zu werden.»

Mein Gott, was werden Sie tun? Werden Sie ihn anklagen und einsperren? Was wird mit uns geschehen?



II. Abscheu

Eine Woche war ich mit Alexander beisammen. Alexander heißt auf ungarisch Sàndro. Der Kosenamen für Sàndro heißt Sanyi. Ich habe ihn vom ersten Augenblick an geliebt. Er war in jeder Beziehung anders. Es war etwas Fremdes, Unerreichbares an ihm . . . Seine Melancholie und sein wildes Wesen waren mir fremd. Ich begriff nicht, warum ihn jeder Gedanke an das Leben kettete, das ihm doch nur Qual und Leid brachte.

Er hatte auch mich lieb gewonnen. Er liebte das Leben in mir, die sorglose Fröhlichkeit — die Jugend . . . Er sah in mir die Möglichkeit, das ruhige, freie Leben zurückzugewinnen — eine junge, fröhliche, verliebte Frau und glückliche Kinder, mit einem Wort all das, was ihm in seinem bisherigen schweren, traurigen Leben versagt geblieben war.

Und doch ging er fort. Er hinterließ mir diese Notizen. — Daraus wirst Du entnehmen und begreifen, wo ich hingehöre — sagte er mir. Die erste Hälfte dieser Notizen sind von der Hand der Frau von Karoly geschrieben. Ich haßte diese Frau aus Eifersucht, dann tat sie mir leid. Zum Schluß war sie mir schon recht sympathisch.

Ich weiß genau, daß Alexander nicht aus Liebe heimgekehrt ist. Er ging nach Hause, weil er nicht an das rettende Ufer schwimmen wollte, während seine Kameraden ertrinken mußten.

Ich bin jetzt sicher, daß wir uns nie richtig verstanden hätten. Einem Leidenden kann man nur durch Leid näher kommen. Die zwei Welten, in denen wir leben, sind zu verschieden und einander wohl für immer fremd geworden.

Er gehört dorthin. Er ging nach Hause um zu kämpfen — wahrscheinlich um zu sterben.

Seit seinem Abschied entbehre ich etwas schmerzlich in meinem Leben.

Wien, Februar 1956

Franziska S.

*

Es war im Januar 1945. Ich wurde fast wahnsinnig, als zehn Russen sich vor meinen Augen auf meine ältere Schwester stürzten.

Wir trauten uns nicht, in dem kleinen, abgelegenen Forsthaus die kritischen Zeiten abzuwarten, sondern zogen rechtzeitig in die kleine Stadt X. zu meiner Tante. Solange die Gefechte in den Straßen andauerten, lebten wir, ungefähr zwanzig Personen, im Luftschutzkeller des Hauses. Als die zwei ersten russischen Soldaten eintraten, fragten sie: «Njet Germanski?» Dann merkten sie, daß sie nichts zu fürchten hatten. Sie hoben ein kleines Kind auf und küßten es, stammelten zusätzliche Worte und gingen weiter. Wir waren sehr erleichtert. Weder Erschießen, noch Gewalttätigkeiten, noch Raub. Nichts war geschehen.

Ich lief auf die Straße, mich umzusehen. Als ich zurückkehrte und unbesorgt in den Luftschutzkeller trat, sah ich alle Menschen mit erschrockenen Gesichtern in einer Reihe stehen. Die Russen sammelten die Armbanduhren ein: «Dawai, Tschassi.» Die meisten holten erschrocken aus Furcht vor Strafe die versteckten Armbanduhren hervor. Die Russen steckten sie ein, waren aber sonst anständig. Dann kam eine andere Gruppe. Diesen konnten wir keine Uhren mehr geben. Da machten sie Radau. Sie durchsuchten und durchstöberten alles, untersuchten uns — besonders die Frauen — und drohten mit ihren Pistolen. Ein alter Herr, dem es bisher gelungen war, seine Uhr zu verstecken, gab sie jetzt ängstlich her. Als Dank bekam er eine

wuchtige Ohrfeige, so daß seine Nase blutete. Wir blieben verschont, nur schütteten sie unsere letzten paar Kilo Mehl auf den Boden, um zu sehen, ob nichts darin versteckt wäre. (Einen großen Teil vermochten wir mit den Händen wieder einzusammeln.) An diesem Abend geschah nichts mehr. Es waren in unserem Haus keine Russen mehr einquartiert.

Ich schlief neben meiner Schwester Ilonka. Unsere Betten waren eng zusammengeschoben, weil es wenig Platz gab. Wir plauderten lange im Dunkeln, flüsterten leise. Dann schwiegen wir. Aber jedes wußte um des andern Nähe. Zum Schluß gaben wir uns die Hand und schliefen ein, — als ob wir gefühlt hätten, daß wir keine vierundzwanzig Stunden mehr zusammen sein dürften.

Ilonka sagte stets, im Leben würden sich die Geschwister am nächsten stehen. Zwischen Eltern und Kindern liegt der Unterschied einer Generation. Die Ehe ist ein Zusammentreffen mit einem Fremden, die Geschwister aber sind vom selben Blut, stammen aus derselben Welt. Und das stimmt. Niemand ist mir im Leben so nahe gestanden wie Ilonka.

Ich werde es mir nie verzeihen, daß ich am folgenden Tage — am letzten Tag! — so viel herumgewandert bin. Ich sah nach, was oben aus unserer Wohnung gestohlen, was noch versteckt war und was wir beim Aufladen auf die Autos wieder zurückstehlen könnten. Ich brachte Fleisch von einem toten Pferd, das auf der Straße lag. Ich durchsuchte einen toten deutschen Soldaten, aber ich fand keine Pistole.

Und dann kam der Abend...

Wir waren noch nicht eingeschlafen, als die Kellertür mit großem Lärm aufgebrochen wurde, man leuchtete mit einer Taschenlampe herum

und schrie: «Dawai! Licht machen!» Eine erschrockene alte Frau zündete die Petroleumlampe an. Es waren acht bis zehn Mann, stämmige Burschen, mit krummen Beinen und gespreiztem Gang, als wären sie eben vom Pferd gestiegen. Sie rochen nach Schnaps. Sie gingen von einem Bett zum andern, rissen jedem die Decke weg und leuchteten ihm ins Gesicht. Ilonka zitterte neben mir am ganzen Körper. Auch ich zitterte. Sie kamen immer näher. Bei den Alten gingen sie mit Zeichen des Widerwillens vorbei. Sie kicherten und plapperten in wüstem Kauderwelsch. Einer alten Frau spuckten sie ins Gesicht und lachten dröhnend.

So kamen sie zu Ilonka, die auf dem Bauch lag und ihr Gesicht mit den Händen verdeckte. Sie ergriffen ihre Arme, zogen sie gewaltsam herunter und legten sie auf den Rücken.

Der viehische Mensch hatte eine niedrige Stirn, eine Glatze und ein narbenbedecktes Gesicht. Ich sehe ihn noch jetzt ganz genau vor mir. Sie schauten Ilonka einige Sekunden still an, die in tödlichem Entsetzen vor sich hinstarrte. Ich hörte ihr Herz schlagen. Einer der Russen brüllte sie an: «Dawai». Mich erfaßte ein eiskalter Schreck; ich war wie erstarrt und konnte mich nicht rühren.

Sie brüllten nochmals, und als sie sich nicht rührte, drängten sie sich zu ihr; drei bis vier Männer packten sie und wollten sie hinausschleppen. — Ich lag noch immer vor Schrecken gelähmt bewegungslos. Da stieß Ilonka einen wimmernden Schrei aus; es war wie ein Todesschrei. Sie klammerte sich ans Bett, sie ließ sich zerren und ziehen und wehrte sich nach Leibeskräften. Ich erwachte jäh aus meiner Erstarrung, sprang auf und stürzte mich auf die Männer. Jetzt fingen alle im Keller zu brüllen an; die alten Frauen

kreischten hysterisch, die alten Männer voller Wut.

Frau Fer... warf sich vor ihnen auf die Knie und flehte sie an. Es gab ein großes Durcheinander. Ich kann mich nicht mehr genau an das Furchtbare erinnern. Ich weiß nur, daß ich mir eher den Tod wünschte, als das miterleben zu müssen. Da knallten zwei Schüsse. Es ist sonderbar, daß mich keiner getroffen hat. Vielleicht haben sie nur in die Luft geschossen. Aber es wurde plötzlich totenstill. Nur Frau Fer... bot sich für Ilonka an. — Njet! sie zeigte auf meine Schwester — ja! sie deutete auf sich selbst. Sie versuchte durch ihre Tränen zu lächeln und sich gefällig zu erweisen. Schon wegen dieses tragi-schen Lächelns hätte ich mit kalter Hand ein ganzes Dutzend dieser Kerle umlegen mögen. Dann verpaßte mir einer von hinten einen Hieb auf den Kopf, so daß ich taumelte. Sie drehten meine Arme nach rückwärts; ich gab Fußtritte und brüllte. Sie schleuderten mich zu Boden, und der eine versetzte mir einen solchen Fußtritt in den Magen, daß mir der Atem ausging. Ich hörte noch dumpf, daß Frau Fer... noch immer die Russen anflehte. Die Männer banden mich; die anderen gingen mit der Frau hinaus... Dann wurde ich auch abgeführt. Ich hörte, wie eine alte Frau sagte: «Sie werden ihn sicher erschießen.» Ich wurde nicht erschossen. Nach einer Minute brachten sie jedoch Ilonka hinaus. Man trug sie in den benachbarten Kellerraum, dorthin wo meine Mutter war. Ich lag auf dem Gang, gebunden und hilflos, und ich sah, wie ein Soldat grinsend herauskam... Ich wußte, daß mir im Leben nur noch ein Wunsch blieb: zu morden!

Wir haben es nie erfahren, was eigentlich geschehen war. Ilonka fanden wir tot, mit zerbro-

chenem Schädel. Sie trug eine Wunde an der Schläfe.

Bald erschien die erste Tageszeitung mit dem Titel: «*Die Freiheit*». — Ruhm und Dank der befreienden Roten Armee! Ein Artikel über den gutherzigen Sowjetsoldaten, der den Hungernen Brot gibt. — Eine strahlende Freude, daß wir den Krieg verloren haben. Die siegreiche Uebermacht heißt: «Die ruhmreiche Sowjetarmee». — Unsere eigenen unglücklichen Soldaten sind «faschistische Horden». Ein ekelhaftes Schmeicheln gegenüber den Siegern...

Das Plündern dauerte weiter, die Frauen wurden vergewaltigt, Zivilisten verschleppt, um die Zahl der «Kriegsgefangenen» zu vergrößern und die Verhungerten zu ersetzen. Während der Haß gegen die «Sieger» hell aufloderte, sang die Presse ihr Lob, verkündete den Dank des ungarischen Volkes und seine ewige, brüderliche Liebe. Die Kommunisten waren sofort zu gehorsamen Dienern der Sieger geworden, selbst jene, deren Frauen, Mütter oder Töchter geschändet worden waren. Sie gingen mit roten Armbinden herum und ersetzten die Polizei im Lande. Als Gewährsleute der Russen verschafften sie diesen Fachleute, Pferde, Lebensmittel und... Frauen. Sie denunzierten die «Faschisten» und ließen sie verschleppen und mit ihnen jeden, der ihnen im Wege stand, unter dem Vorwand, er sei ein Faschist.

Jahre sind seither vergangen. Der Haß kühlt nicht ab, er fraß sich nur tiefer in der Seele fest, denn es gab immer etwas, das ihn schürte: die Verschleppungen, die Gefangennahme von Parteiführern, die sich auf eine absolute Mehrheit stützten und gegen den Kommunismus einen legalen Krieg führten, die ausgebeuteten Kleinbürger, die Arbeiter, die für einen Hungerlohn

schufteten, die Bauern, denen ihr eigenes Land gestohlen wurde und die Familien mit in Elend und Not darbenden Kindern. Es gab die politischen Häftlinge, die massenhaft in den Kerkern umkommen mußten, die vollgepackten Lastzüge, die in die Sowjetunion fuhren... all dies, das ganze Leben, das zunichte wurde — machte den Haß zur Grundlage aller menschlichen Gefühle.

Ein anderes grundlegendes Gefühl, das sich überall manifestierte, war der Ekel. Alles war Lüge: Mein Arbeitskollege, der vor mir ganz offen gegen das System wettete, war Hauptreferent bei den Parteidiskussionen im Seminar; die zuverlässigsten Parteimitglieder, die bei den Betriebsrapporten als Sprecher amtierten, erzählten sich vorher flüsternd, was der Sender Freies Europa durchgegeben hatte. Es gibt immer mehr Leute, die käuflich sind, und immer weniger, die glauben. Es ist leichter, Schweinefleisch beim Metzger zu finden — und das will viel heißen — als einen überzeugten Kommunisten.

*

«Hast du Zeit heute?»

«Ja.»

«Dann gehen wir an die Arbeit! Ich habe das nötige Werkzeug mitgebracht.» Er zog unter dem Mantel zwei schwere Eisenstangen hervor.

Plötzlich erfaßte mich Angst. Meine Arme und Beine zitterten genau so wie damals vor meinem ersten Verhör bei der AVO. Ich hatte Angst, daß meine Stimme versage.

«Welche wählst du?» — «Ich nehme die schwerere. Als Kenner werde ich, wie abgesprochen, zuerst zuschlagen. Falls der Polizist beim ersten Hieb das Bewußtsein nicht verliert, ist Pali an der Reihe.» Ich ging rasch hinaus, damit er nicht bemerkte, daß ich vor Erregung zitterte. Er sah mich ohnehin schon eigenartig an.

Um Zeit zu gewinnen sagte ich, ich wolle mich noch rasieren, damit ich nicht wie ein Strolch aussehe, sondern wie ein kultivierter Mensch. Zum Glück blieb er im Zimmer und begleitete mich nicht ins Badezimmer. Meine Zähne klapperten und meine Beine zitterten — wegen eines kleinen Angriffes auf einen Polizisten... erstaunt starrte ich im Spiegel auf mein eigenes feiges Gesicht. Beim Abenteuer vorige Nacht hatte ich doch bemerkt, daß ich über stählerne Nerven verfügte. Vielleicht kommt die ganze Aufregung daher, daß mich das Ganze so unerwartet getroffen hat. Wir sahen uns vor ungefähr zwei Wochen und haben damals diese Geschichte miteinander abgesprochen.

Ich machte einige tiefe Kniebeugen, um mich zu entspannen. Dann zündete ich eine Zigarette an und ging ins Zimmer zurück.

«Ich bin fertig, wir können gehen.»

«Bist du sicher, daß du die Sache gut machen wirst? Es ist nicht so leicht, so zuzuschlagen, daß einer sofort bewußtlos wird. Mir ist dies noch nie gelungen. Soll ich nicht doch noch Bela rufen? Er ist hier in der Nähe und fürchtet sich vor nichts.»

Gott im Himmel! Hoffentlich hat er mein Zittern nicht bemerkt. Ich inhaliere den Zigarettenrauch tief und sage lächelnd:

«Wozu ihn rufen? Wozu denn? Entweder sitzt der erste Hieb oder er sitzt nicht! Wenn ja, wozu einen weiteren Mann? Etwa als Zuschauer? Wenn nein, brauchen wir erst recht nicht zu Dritt sein. Wir werden auf alle Fälle mit ihm fertig.»

Ich schlüpfte in meinen Mantel und versteckte die Eisenstange. Mein Handschuh verdeckte deren Ende. Mein Ausweis steckte in der rechten Innentasche, Geld, Zigaretten in der linken Man-

teltasche. So war die Linke frei, während die Rechte durch die Stange gehemmt war.

«Wir können gehen». — Gut, daß man eine Zigarette hat! Ich zündete eine nach der andern an. Das schnelle Gehen beruhigte mich. Meine Stimme klang wieder natürlich, ich zitterte nicht mehr. So ruhig und fröhlich war ich, als würde ich in ein Kabarett gehen. Ohne jede Spur von Aufregung. Unfaßlich, daß ich vorher gezittert hatte! Man gewöhnt sich scheinbar an alles... Wenn ich denke, wie sehr ich mich als Kind fürchtete... Wenn ich abends beim Licht der kleinen Petroleumlampe im Badezimmer sein mußte, schaute ich zuerst gründlich in alle Ecken, dann kleidete ich mich möglichst in der Nähe der Lampe im stärksten Lichtkegel aus und von da stürzte ich mich mit einem meterlangen Sprung in die Badewanne, damit mich ja keiner an den Beinen packte! In der Wanne selbst fühlte ich mich sicher. Die finstern Ecken und die langen Schatten an der Wand störten mich nicht. Ich fürchtete mich jedoch schon im voraus vor dem schrecklichen Augenblick des Abtrocknens und Ankleidens. Erst wenn sie riefen: «Sanyi, beeil' dich, komm endlich zum Nachtmahl», erst dann sprang ich entschlossen aus dem dunklen Zimmer durch den langen dunklen Gang und stürzte in das hellbeleuchtete Eßzimmer. Eine große Petroleumlampe mit grünem Schirm stand auf dem Tisch, um den die ganze Familie friedlich saß. Ich schloß die Türe hinter mir, um die verfolgenden Gespenster auszusperren, und dann war ich glücklich, unbehelligt ans rettende Ufer gelangt zu sein...

Wie schön und aufregend doch die Kindheit war! Wie habe ich mich über alle Kleinigkeiten gefreut... Jetzt ist das Leben fad und man kann sich an nichts mehr freuen... Und die Tage zie-

hen, ermüdend, gleichförmig und blitzschnell. Wie lange es doch früher dauerte vom Morgen bis abends... Fünf Minuten in der Ecke vergingen damals fast langsamer als die vierundzwanzig Stunden, die ich bei der AVO mit dem Gesicht gegen die Wand stehen mußte. Und all die unbekannten Rätsel, die Erwartungen... die Frauen... Es war damals ein größeres Ereignis, durch die Wandspalte der Nachbarskabine eine Frau beim Auskleiden heimlich zu beobachten als heute das wildeste Abenteuer. Dieses 18jährige Mädchen von damals in der Nachbarskabine, das war «die Frau» schlechthin, die große Unbekannte, das anziehende, aufregende Wunder...

Wie schön wäre es, nochmals ein junger Bursche zu sein. Wenn mich damals Agnes mit ihren Blicken nur streifte, verging ich förmlich. Heute, wie bin ich abgebrüht! Wie ist das Leben doch häßlich geworden. Schön waren die Flegeljahre. Da erwartete ich noch etwas vom Leben; noch schöner war es, als ich noch ganz klein war, in jener Zeit, an die ich mich kaum mehr erinnern kann. Wie abenteuerlich war es, als ich auf dem Töpfchen saß, mich mit meinen Beinen immer vorwärts stemmte und rutschend Entdeckerreisen unter den mächtigen großen Tisch und neben den hochragenden Stuhlbeinen machte...

Was ist schön, und was ist das Glück? Wenn ich mich abends todmüde zu Bett lege, wenn es Sonntag ist, und man nicht früh aufstehen muß; wenn ich mich in der Musik verliere oder in die Berge gehe — die Farben sind schön, die Sonne scheint, die Luft ist frisch — ich blicke mich um und tue nichts... Wenn ich verliebt und von mir völlig gelöst bin (würde mir dies nur öfters gelingen!) Wenn ich Kinder hätte... So ein kleines Kind, um das man sich kümmern muß... es ist munter, neugierig, voller Träume und brennt auf

das Leben. Es hätte meinen Verstand, meine Willenskraft; es wäre mir Gewähr dafür, daß es mich ersetzen, mein Leben weiterführen wird . . . Dann dürfte ich endlich fortgehen, mich ausruhen.

Alles was schön ist, ist heute negativ. Schön ist der Kampf gegen das ekelhafte Regime, das im Namen der Arbeiterschaft und damit auch in meinem Namen — unaufhörlich hetzt, Not erzeugt und sich für alle Schändlichkeiten applaudieren läßt. Ja, dieser Kampf ist vielleicht deshalb schön, weil es das Negative gibt: Den Terror, die Ausbeutung, die Lügen, das Elend, wovon wir uns befreien möchten. Wenn all dieser Schmutz nicht wäre, vermöchte ich in einer normalen Welt überhaupt noch ein natürliches und harmonisches Leben zu führen? Wirklich schön aber wird dieser Kampf nur durch den Sieg oder durch den Tod. Wann sind wir denn Sieger? Etwa dann, wenn einmal die Wahrheit in die freie Welt hinausdringt und diese zu drohen beginnt, worauf einige Terroristen es mit der Angst bekommen und mit den krassesten Auswüchsen aufhören? Oder wenn wir einen angreifen, «umlegen» oder «verschwinden lassen», der ganze Familien in Not gebracht, Menschen gequält, getötet hat oder ermorden ließ? Bis uns eine Aktion gelingt, hängen schon zwei von uns am Galgen.

Ich liebe nichts mehr in diesem Leben außer den Kameraden, die bei der AVO gelitten haben, und die in den Städten, den Sammelgefängnissen, Konzentrationslagern oder anderswo verhört und gefoltert wurden. Ich liebe die armen Teufel, die aus ihren Heimen hinausgeworfen und verschleppt worden sind, die als Greise Straßen bauen und auf den Feldern arbeiten müssen, um nicht Hungers zu sterben. Die wegen ihrer Kaderscheine ihre Stellungen verloren haben. Die durch hohe Normen wie eine Zitrone ausgequetscht wurden.

Die gezwungen sind, ein paar Hektar eigenes Land, für die sie ihr ganzes Leben lang geschuftet haben, wegzugeben, um in einer «Genossenschaft» schlecht bezahlte Arbeiter einer schlecht organisierten Arbeit zu werden. Dieses wehrlose, ausgelieferte, darbende Volk liebe ich!

... Mit solchen Gefühlen der Nächstenliebe im Herzen presse ich die Eisenstange, mit der ich den Kopf des Polizisten einschlagen werde, lächelnd an mich.

Alles ist glatt abgelaufen. Pali plauderte gemütlich mit ihm: «Ihnen muß sehr langweilig sein, stundenlang hier zu stehen.» Es ist niemand da. Also ... wir kennen uns hier nicht aus ... wir suchen die ... die Violastraße.

«Wissen Sie nicht zufällig, wo die Violastraße ist?» — Ich zog den Handschuh von meiner rechten Hand, hielt meinen Arm etwas weiter nach rückwärts und ließ die Stange in meine Faust rutschen.

«Die Violastraße? Ja, die Violastraße ...»

s s s s s — ein wuchtiger Schlag mit großem Schwung, mitten auf seinen Schädel. Er sackte ohne einen Ton zusammen. Jetzt hielt auch Pali das Eisen in der Hand; aber er war nicht mehr nötig. Sein Kinn reckte sich nach vorne; seine Züge waren gespannt; er sah aus wie ein bössartiger Gorilla.

«Schnell, schnell.» — Wir schleppten den Polizisten zum Tor. Ich nahm eine Flasche Chloroform, befeuchtete mein Taschentuch und legte es auf das Gesicht des Mannes, damit er nicht frühzeitig zu sich komme. Pali wußte nicht einmal, daß ich so was bei mir hatte. Mit derart kleinen Ueberraschungen kann man den andern imponieren. In fünf Minuten hatte ich die Uniform des Polizisten angezogen. Zum Glück war er ein großer, starker Mann, so daß ich seine Hose über meine

Kniehose ziehen konnte. Meinen Regenmantel stopften wir in die Aktentaschen von Pali. Wir eilten davon. Der Polizist blieb in Unterhosen zurück, das chloroformierte Taschentuch auf dem Gesicht. Spätestens in einer Stunde, wenn die Tore geschlossen werden, wird ihn der Hauswart finden.

Ich nahm seine Pistole und schaute sie vergnügt an. Ein äußerst sympathisches kleines Instrument, das einem ein herrliches Sicherheitsgefühl verleiht.

«Gib mir die Pistole.»

«Fällt mir nicht ein. Ich bin in Uniform.»

«Gerade deswegen. Wenn etwas passiert, kannst du leichter flüchten als ich.»

«Was sollte geschehen? Wir werden mit braven, unbewaffneten Menschen zu tun haben. Beilen müssen wir uns nur.»

In einigen Minuten standen wir vor der kleinen Druckerei. Ich klingelte lang und heftig; der Pförtner kam, die Türe zu öffnen.

«Herr Leutnant, den Befehl bitte», sagte ich. Pali schaute mich wütend an.

«Der Genosse könnte auch die Anrede ‚Genosse‘ brauchen.»

Der Pförtner sympathisierte sichtlich mit mir und bedauerte mich, weil ich von meinem Vorgesetzten getadelt wurde.

Pali nahm den Befehl heraus, den wir zu Hause getippt hatten und schwenkte ihn vor der Nase des Pförtners. Es wäre nicht ratsam gewesen, ihm den Befehl zu geben, weil die verschwommenen Stempel ziemlich verdächtig waren.

«Polizeipräsidium — Kriminalabteilung.»

«Wir haben eine Anzeige erhalten, daß Sie im Betrieb unangemeldetes Material lagern. Wir müssen nachsehen. Kommen Sie, Genosse Feldweibel.»

Wir gingen hinein. Eine einzige Maschine für Vervielfältigungszwecke arbeitete in der Nachtschicht. Pali ging sofort zur Sache.

«Freiheit! Wo verwahren die Genossen die Matrizen?»

«Sie sind im Safe eingeschlossen.»

«Gut, wir werden nachschauen. Wer hat den Schlüssel?»

«Der Genosse Betriebsleiter. Er nimmt ihn nachts mit nach Hause. Wenn er morgens kommt, gibt er das tägliche Quantum aus.»

«Eine lobenswerte Vorsicht. Aber es wird hier eine Schweinerei vorbereitet. Mit diesen Matrizen will man staatsfeindliche Flugblätter drucken. Sie können es mir schon glauben, wenn ich es sage. Kann man also nicht zu den Matrizen gelangen?»

«Nur wenn Sie den Genossen Betriebsleiter anrufen.»

Pali zögerte einen Augenblick. Die Zeit vergeht, man findet den entkleideten Schutzmann, es wird sofort Alarm geblasen...

Ich mischte mich ein: «Wieviel Matrizen wurden der Nachtschicht übergeben?»

«Nur diese paar Exemplare.»

«Wieviele Exemplare können Sie damit abziehen?»

«Es hängt davon ab, was wir machen. Von diesen Inseraten, 20 × 30 cm, 5—6000 Stück.»

«Ist das die ganze Arbeit für diese Nacht?»

«Nach der Anfertigung der Inserate machen wir das Material für morgen...»

Pali entschloß sich.

«Wir nehmen diese auf jeden Fall mit. Morgen sprechen wir von den übrigen. Geben Sie auch das noch her, was in der Maschine steckt. Heute gibt es keine Nachtarbeit. Sie können heimgehen und schlafen.

Haben Sie wirklich keine Matrizen mehr? ... Nein? Ich mache die Genossen verantwortlich, wenn noch welche da sind. Sie wissen, die AVO hat ihre Mittel.»

Sie betrachteten Pali, den Kriminalbeamten der AVO mit kaum verhehltem Haß. Nur einer bemühte sich eifrig, uns behilflich zu sein. Wir fragten ihn:

«Ist der Genosse Parteimitglied?»

«Ja.»

«Genosse Leutnant, es wäre gut, wenn der Genosse über Nacht hier im Betrieb bleiben könnte. Er würde aufpassen. Vielleicht wird er etwas zu melden haben.»

Pali willigte rasch ein.

«Mir ist es gleich, wie heißt der Genosse?»

«Imre Kollner.»

«Also Genosse Kollner bleibt hier zur Aufsicht. Er schreibt einen Bericht für morgen. Ein neues Inventar aller Gegenstände im Betrieb. Der betriebsleitende Genosse soll aber um 9 Uhr im Büro sein. — Freiheit!»

(... Machen wir schon, daß wir fortkommen!) Draußen liefen wir so schnell wir konnten.

Es war eine magere Beute. Bloß eine Matrize zur Vervielfältigung von 5—6000 Flugblättern. Das macht nichts. Sie werden von Hand zu Hand gehen, eine halbe Million Menschen werden sie lesen, sie werden ihre Freude daran haben und hoffen, daß die Kernzelle, welches dieses verfluchte Regime einmal stürzen wird, schon besteht.

Außerhalb der Stadt verwandelte ich mich wieder in einen Zivilisten, die Polizeiuniform zog ich aus und nahm sie, in Papier verpackt, mit nach Hause.

Am nächsten Tage machte ich — in Gummihandschuhen natürlich, um Fingerabdrücke zu

vermeiden — ein sauberes Paket und legte einen Brief bei: «Geehrter Herr! Wir schicken Ihnen die Uniform zurück, da wir diese nicht mehr benötigen. Den Schutzmann, der dazu gehört, werden Sie inzwischen sicher schon gefunden haben. Die Pistole und die Patronen behalten wir, weil wir sie besser verwenden können als Sie. Haben Sie unseren herzlichsten Dank dafür. Dem Leutnant, der sich bei unserem letzten Besuch allem Anschein nach nicht wohl fühlte, wünschen wir eine baldige Genesung. Wir wiederholen unseren herzlichsten Dank in der Hoffnung, daß unsere gemeinsamen wirtschaftlichen Bemühungen sich in Zukunft immer mehr verbessern werden. — Wir verbleiben hochachtungsvoll: «Nationale Gegenwehr.» Anschrift: Polizeipräsidium usw.... Als Absender schrieb ich auf Grund meiner angeborenen Diskretion aber: Ferdinand Magelhaes.

Die Staatspolizei sucht ihn wahrscheinlich noch immer.

Kameradschaft hin, Kameradschaft her, ich habe mich seit meiner Freilassung den meisten Kameraden entfremdet. Sollte man uns wieder einkerkern, dann würden wir in der gemeinsamen Gefahr wieder Brüder, aber so...

Einer zum Beispiel, der mit mir bei der AVO als Todeskandidat verurteilt war und sich dort als Freund und Held zeigte, läuft jetzt dem Gelde nach, macht schmutzige Geschäfte und betrügt seine Frau. Gewiß, er hat einen schweren Knacks davongetragen.

«Schau,» sagte er zu mir, «wäre Mizzi während meiner Haft auf die Straße gegangen und eine Dirne geworden, um dem Kinde etwas zu essen geben zu können, dann hätte ich vor ihr den Hut gezogen und gesagt, daß ich mich zwar sehr schäme und dennoch sehr stolz auf sie sei. Hätte sie in den fünf Jahren mit fünf Männern ein Ver-

hältnis gehabt, weil sie jung und temperamentvoll ist und weil ihre Gesundheit, ihre Nerven das brauchen, um das Kind ruhig erziehen zu können, dann hätte ich kein Wort gesagt. Aber sie hatte einen einzigen Liebhaber gehabt, der in meiner Abwesenheit ihr Lebensgefährte war. Sie nahm unsern Jungen zu dem andern mit und nahm diesen zu uns nach Hause, so daß das Kind ihn liebgewonnen hat... Das kann ich ihr nicht vergessen.»

Wenn die ungezählten politischen Häftlinge, Spione, Verschwörer, Kleinbauern und Politiker bzw. Parteimitglieder der verbotenen Parteien jeweils entlassen werden, nach Hause kommen und entdecken, was ihre Frauen in ihrer Abwesenheit getrieben haben, so geraten sie außer sich. Sie jagen dem Gelde nach, weil die Familie hungert. Sie müssen Friedensanleihen bezahlen, das Parteiseminar besuchen und sie werden oft ergebene Diener des Regimes. Weil ihr Kind weint, wenn es hungrig ist und ein Familienvater eben kein Held sein kann...

Von unserem Lager wußten wir, daß es ein Todeslager war. Während Jahren keine Post und keinen Verkehr mit Daheimgebliebenen. Die abgehetzten, hungernden Menschen starben einer nach dem andern. Anfangs versprach man uns Entlassung nach Beendigung der Arbeit. (Siehe die Aufschrift am Tore des Lagers von Dachau: «Arbeit macht frei».) Die Termine von drei, sechs und zwölf Monaten gingen vorüber — es gab keine Entlassung. Die Grobheiten wurden immer schlimmer, die Verpflegung schlechter, die weniger Robusten starben an allgemeiner Schwäche. Wir rechneten damit, hier umzukommen oder mit einem Carepaket versehen nach Hause zu gehen, nachdem einmal der erste amerikanische Shermanpanzer durch das Lagertor gerollt war...

Im Lager hungert jeder für sich, aber draußen hungern ganze Familien. Ich habe keine solchen Sorgen, weil alle Mädchen geheiratet haben, während ich in Gefangenschaft war. Die Welt ist irgendwie leer geworden.

Wer schon keine Familie hat, sollte sich wenigstens für die Kultur einsetzen. Anstelle von Kinderspielen — die Urgeschichte des Menschen; an Stelle der Kindermärchen — antike Mythen; an Stelle der Familiensorgen — die Geschichte der Weltpolitik; an Stelle der geliebten Frau — die gesamte Menschheit. Welch ein schwacher Trost. Ich verspürte einmal Lust, Herodot zu lesen, die Geschichte von Kyros und Kroisos. Ich forschte in allen Antiquariaten von Budapest. In den meisten Läden sagte man mir fast erschrocken: «Wir haben das Buch nicht, wir haben es nie geführt.» Es schien mir, als ob sie mich mißtrauisch betrachteten und heftig gegen die Vermutung protestierten, ein Herodot-Buch zu führen. In einem Antiquariat die merkwürdige Antwort: «Herodot? Ein Grieche, nicht wahr? Den haben wir nicht; aber bitte kaufen Sie doch die Kulturgeschichte von Njeritjowskajow, Sie werden das Gesuchte sicher darin finden.»

Schriftsteller des Altertums sind nicht erhältlich. Geschichtliche Werke nur von marxistischen Verfassern. Philosophische, soziologische, volkswissenschaftliche Werke: Alles ausschließlich nur marxistische Ideologie. Griechische Philosophie, klassische Philosophie, klassische Volkswirtschaft; Psychoanalyse; Platon Aristoteles, die Scholastiker und Kant. Nichts! Marx, Engels, Lenin und ihre Epigonen schreiben über sie, das genügt.

Freud und Jung sind schädlich und irreführend; statt ihrer lese man Frau Krupskaja und Makarenko. Von Belletristik ganz zu schweigen.

Ich war einmal in der «Szikra»-Buchhandlung und wollte dort gleichsam als Sprachübung ein ideologisches Schundheft für ein paar Forint kaufen. Ein älterer Herr trat in den Laden und grüßte mit einem lauten, auffälligen «Guten Abend».

«Freiheit! Was wünscht der Genosse?»

«Ich bitte um die Geschichte Alexander Surkows in ungarischer Uebersetzung.» Man suchte einige Augenblicke.

«Einen Augenblick, wenn Sie erlauben.»

Er nahm das Buch, blätterte darin, drehte es um und schaute es an. Er las einige Zeilen, nickte mit dem Kopf. Ja, das hatte er erwartet. Dann gab er das Buch zurück.

«Will der Genosse sonst noch etwas?»

«Nein, danke. Ich brauche auch dieses Buch nicht. Ich habe gehört, daß von diesem Buch in zwei Jahren drei Exemplare in den Buchhandlungen verkauft wurden. Ich war also neugierig, wie es aussieht. Ich wäre der Vierte gewesen, der dieses Buch kaufte, aber ich nehme es auch nicht.»

Der Verkäufer grinste verständnisvoll, als wäre er ein Gesinnungsgenosse. Dann erschrak er und machte schnell eine ernste Miene, um nicht aufzufallen.

Der neugierige alte Herr war aber schon aus dem Geschäft verschwunden.

*

Unsere heutige Literatur ist nur noch ein Loblied auf das erfolgreiche Schweinemästen usw. Was geschrieben wird, liest niemand, was gesagt wird, glaubt niemand.

Von den Gedichten Surkows sind tatsächlich nur drei Exemplare in zwei Jahren verkauft worden. Die Bücher von Bela Illes werden jedes zweite Jahr neu aufgelegt, obwohl die erste Auflage noch nicht verkauft ist. Die neuen Exem-

plare werden aus der Druckerei direkt ins Altpapierlager getragen. Das Buch muß einfach erscheinen, weil es ein gutes ideologisches Buch ist. In den Zeitungen — das Abonnement wird den Leuten aufgezwungen — liest man höchstens noch die Sportnachrichten.

Was würde wohl der französische Arbeiter sagen, wenn er täglich eine halbe Stunde früher zur Arbeit gehen müßte, um in seinem Betrieb die Humanité-Vorträge als Pflichtfach anzuhören?

Was würde er sagen, wenn er unter der Drohung der Kündigung jährlich zwei bis sechs Wochenlöhne für eine über Jahrzehnte langfristige Staatsanleihe zahlen müßte? Als Zugabe findet er in den Zeitungen Artikel, mit welcher Begeisterung die «freiwillige Anleihe» gezeichnet worden ist! — Was würde ein Demokrat des Westens dazu sagen, wenn man in seiner Presse über die Regierung nur noch Gutes schreiben dürfte? Wenn einer beim Schimpfen über die Regierung erwischt wird, wandert er wegen Aufwiegelung für Jahre ins Gefängnis, nachdem man ihn zuvor halbtot geprügelt hat.

Was würde ein französischer Kommunist dazu sagen, wenn Staatsbeamte pro forma einen kollektiven Vertrag in seinem Namen abschließen, gegen den er nichts einwenden darf? Würde er sich damit abfinden, daß ein Streik unmöglich ist, weil er schon beim ersten Streikversuch nicht nur seine Stelle, sondern auch sein Leben gefährdet? Was würde ein westlicher Richter sagen, wenn ihm bei politischen Prozessen das Innen- oder das Justizministerium das Urteil vorschreiben würden? Wenn ein jeder am eigenen Körper die steigende Not verspürt und kein Wort dazu sagen darf, während sein Kind in der Schule lernen muß, daß sich der Wohlstand immer steigert, die Freiheit aufblüht und die kommunistischen

Diktatoren Halbgötter sind?! Gibt es einen, der mit Ueberzeugung für eine derartige Partei stimmen kann? Man kann sie mit der Lupe suchen.

Die Kommunisten haben bei den letzten freien Wahlen — bevor sie ihre wirtschaftliche Unfähigkeit bewiesen hatten, lediglich siebzehn Prozent der gesamten Stimmen für sich buchen können, In Wahrheit waren es nur sieben Prozent; das Resultat lautete auf ausdrücklichen Befehl Woroschilows (des Stadtkommandanten von Budapest) auf siebzehn Prozent.

Siebzehn Prozent! Die Stimmen der Kommunisten, die in Kraftwagen des Staates überall herumgefahren wurden und ihre Stimmen an zwanzig verschiedenen Urnen einlegten. Sogar die für ewig verstummten Stimmen der Toten, die auf den Friedhöfen lagen, wurden für die Kommunisten gebucht.

Heute würde die KP nicht ein Prozent der Stimmen bekommen, nur noch die Stimmen derer, die durch ihre unmenschlichen Verbrechen gezwungen sind, jener Macht treu zu bleiben, die sie für ihre Greuelthaten deckt. Aus Ueberzeugung würde heute niemand mehr kommunistisch stimmen. Und diese Partei verfügt über die Macht, im Namen des Volkes zu regieren, im Namen eines Volkes, von dem sie aus vollem Herzen gehaßt wird...

Immer wenn ich Pali oder Imre, András oder Arpád traf, war ich gerührt. Wer weiß, ob wir uns noch einmal sehen werden, wer weiß, ob wir nicht alle gehängt oder erschossen werden. Es gefiel mir, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzten, daß Haß und Ekel auch sie in den Kampf führten... das Mitleid und der Wille, den Darbenden, den Machtlosen, den Erniedrigten und Beleidigten zu helfen.

Diese Liebe zu den gefährdeten Kameraden

war das einzige gute Gefühl, das mir noch verblieben war. Sonst haßte ich dieses Regime, das aus uns Kaninchen machen wollte, die solange in ihrem engen Schlag geduldig warten müssen, bis die Terroristen Lust nach einem Braten verspüren.

Und zu allem soll man noch gute Miene machen! Am 1. Mai geht man auf die Straße, muß auf Befehl tanzen, muß vergnügt lachen, weil vielleicht der Parteisekretär oder ein anderer Bonze uns zuschauen und rapportieren könnte, nicht jedermann habe sich bei der großen sozialistischen Feier der Arbeiter wohlgefühlt.

Wenn Anna hier wäre, wer weiß, vielleicht würde ich mich gleich den andern folgsamen Sklaven auch in die Tretmühle einfügen. Ein Familienvater, das ist heute einer, der sich alles vom Munde absparen muß und dabei unaufhörlich nachrechnet — ob es für die Bekleidung reicht, oder ob er aus dem Lohn der Ueberstunden seiner Familie Brot verschaffen kann, ob es ihm mit seinen schwindenden Kräften noch gelingen wird, seine Kinder zu erhalten. Das macht mürbe. Ich habe meine Tage dem Kampf geopfert, ich habe mein Leben geführt, um der Dampfwalze wenigstens einen Strohalm in den Weg zu legen.

Als Lilly kam und mich brauchte, stand ich mit leerem Herzen da. Ich liebte sie und glaubte, ein Recht dazu zu haben. Aber die sonst überall entwertete Vergangenheit lastete diesmal schwer auf uns; sie war an ihr Kind und ihren Mann gekettet, und mich hielt mein Kampf und meine Unsicherheit zurück. Ich kann nicht einfach einen Schlußstrich ziehen, ich kann vor allem nicht von dem einmal eingeschlagenen Weg abweichen. Man darf sich aufopfern, aber vom Wege abweichen, das darf man nie. Auch dann nicht, wenn in der Nähe das Leben lockt.

Ich mußte viel leiden, bis ich das verstehen konnte. Lilly ist eine Frau, sie hat Mann und Kinder. Aber da wir uns beide noch immer lieben, darf man da die Jugendliebe — auch wenn zehn Jahre dazwischen liegen — nicht fortsetzen? Ich vergesse Anna, ihr Bild verblaßt — Lilly wird mein Leben sein!

Sie hat mich geheilt, der andere aber hat sich jahrelang um sie bloß bemüht. Er ist der Vater ihres Kindes. Aber er will zurücktreten, wenn es sein muß. Die Ehe ist aber doch mehr als bloßes Gefühl. Sie liebt mich. Sie gehört jedoch ihm, und die Vergangenheit wäre ihr eine Belastung. Sie sind aufeinander angewiesen; das Leben beider würde ohne den andern verkümmern. Sie klagt ihm ihre Enttäuschung über mich; er ist um sie besorgt. Er ist es, der abends zu ihr nach Hause geht. Was will ich denn von ihr, was habe ich bei ihr zu suchen? Ich möchte sie glücklich machen und bringe ihr nur Leid. Lieber in meiner Einsamkeit ersticken, als mich weiter an sie klammern.

Treue und Ehre... Wenn es um Grundsätze geht, lasse ich den Menschen im Stich; wenn ich dem Menschen helfen kann, werfe ich Grundsätze beiseite. Alles ist Lüge. In einer Welt voller Lüge beginne ich selbst schon zu lügen. Nur eines ist wahr: Lilly ist die Frau meines Freundes.

Am schlimmsten ist es, wenn man sich nicht nur vor der Welt, sondern vor sich selber ekelt. Ich hasse Gefühlsduselei, die seelischen Probleme, ich hasse das Leid. Einst träumte ich von einem Stück Brot und war glücklich. Wenn ich mich zur Ruhe legen durfte, war meine Seele gesund und leicht.

Damals lebte ich, damals hoffte ich — in der Gefangenschaft. Gefangenschaft, Jahre der Kindheit!

III. Teil

Kein Recht zu leben

Sommer 1944. Beim Erwachen scheint die Sonne durch das Fenster. Schnell kaltes Wasser aus dem Krug in das Waschbecken. Singen muß man, auch wenn man keine Stimme hat und nur damit aufhören, um den Vögeln zu lauschen, die draußen zwitschern.

Ringsum ist Wald und der Wald gehört mir — für drei Monate — weil jetzt Sommerferien sind.

Ich werde viel wandern und mir ganze Romane ausdenken. Dann lege ich mich ins Gras und schaue zum Himmel . . . Ich habe einen Lieblingsbaum. In bequemer Höhe trägt er eine Astgabel, die einen Sitz bildet. Dort lasse ich mich nieder mit einigen billigen Büchern und lasse es mir wohl sein.

Als erstes will ich mein Flobertgewehr reinigen, obwohl ich nicht auf die Jagd gehe. Es ist schon lange her, daß ich Spatzen und Katzen schoß; jetzt empfinde ich Abscheu vor dem Töten. Mein Gewehr aber liebe ich. Es gibt mir das Gefühl von Kraft und Macht. Ich besitze auch eine Pistole mit sechs Schuß im Magazin, freilich nur Knallstöpsel. Försterhaus und Ferien bedeuten für mich die Freiheit. Stadt und Schule sind eine fremde Welt. Ich suche mir die Eindrücke, bilde mir selbst eine Welt. Manchmal sitze ich im Liegestuhl und lese vom Morgen bis zum Abend; erlebe hunderte von Leben in den Erzählungen von hundert Romanen.

Die erste Trübung. Meine Mutter sagte nach dem Essen: «Denkt, ich habe Tante Marie geschrieben und sie hat mir schon geantwortet. Wegen der Luftangriffe wollen sie Lilly aufs

Land schicken. Ich habe sie eingeladen. Ihr könnt zusammenspielen und lernen; für Euch ist es auch besser, wenn ihr nicht allein seid.» —

Erschrocken legte ich meinen Löffel weg.

— «Wie lautete die Antwort?» —

— «Lilly kommt übermorgen.» —

Ich verzog keine Miene bei dieser Nachricht, aber ich spürte, daß meine heimlichen Ferienpläne verpfuscht waren.

Lilly ist angekommen. Sie ist hübscher geworden. Manchmal muß ich doch ein wenig Zeit für sie aufsparen. Vielleicht hat sie doch so viel Verstand, daß ich ihr einiges erklären kann.

Sie ist nicht gern allein. Für mich bedeutet es ein Opfer aus meiner freiwilligen Einsamkeit herauszutreten. Zu meinem eigenen Erstaunen stelle ich fest, daß ich dieses Opfer immer häufiger und immer lieber für sie bringe...

So war es damals. Wir gingen zusammen im Wald spazieren; wir saßen in der Bibliothek oder oben auf dem Hochsitz. Es kam vor, daß sich unsere Blicke begegneten. Noch waren wir nicht verliebt. Doch es drängte uns, darüber zu sprechen. Am späten Nachmittag waren wir einmal draußen im Walde. Ich trug mein Gewehr, um männlich auszusehen. Wir schlenderten bis zum Sonnenuntergang zwischen den Bäumen. Am Waldrand blieben wir stehen und betrachteten die untergehende Sonne. Wie wundervoll sie war und wie sehr sie schmerzte. Unwiderruflich verstrich ein Tag aus unserem Leben. Litten wir darunter, nicht mit der Sonne scheiden, in die Ruhe eingehen zu dürfen? Bedrückte uns schon damals das Leben und die Gewißheit, einmal sterben zu müssen? Wir verfolgten das Herabsinken der glühenden Sonnenscheibe unter dem Horizont, staunten am Aufleuchten der purpurnen und goldgelben Wolken, und an derem Er-

blassen ins fahle Grau. Als die Finsternis heraufzog und uns der Blick in die Ferne verwehrt war, entdeckten wir ein neues, bisher unbekanntes Leuchten — den Glanz unserer Augen. Alles war so natürlich und so gut — und wir wanderten Arm in Arm nach Hause.

Es war Vollmond an diesem Abend. Lilly! Für einen Augenblick fühlte ich mich verwirrt und glaubte in Dich verliebt zu sein.

Natürlich hat das Silberlicht des Mondes dazu beigetragen. Der Augenblick war köstlich und das hat uns wohl genarrt. Die Kulisse war großartig... Das Spiel auf der Bühne, deren Darsteller wir selber waren, ebenfalls. Es war aber doch nur Theater und nicht das Leben. Wahrscheinlich wäre ich damals mit jedem anderen Mädchen auch glücklich gewesen und hätte mich verliebt. Natürlich war es kein Zufall, daß wir damals beisammen waren. Gibt es überhaupt Zufälle?

Das Schicksal hatte zwei gute Schauspieler nebeneinander gestellt, die glaubten, was sie spielten. Und warum sollten wir nicht spielen, wenn es doch so schön ist? Und woher weißt du, daß es nur ein Spiel war? Das Spiel von damals ist mir heute wichtiger geworden, als das Leben. Es war der Roman einer fremden Liebe, den wir uns vorspiegelten...

— «Willi hatte blaue und traurige Augen, blau wie der Himmel. Ich sehne mich nach Anna, wie nach einem Flug in den Himmel. — Ich möchte ziehen mit den hohen Wolken, befreit und gereinigt von allem, gelöst und selbstvergessen. Anna ist ein Kind des Wunders. — Du Lilly, bist nur das Brot des Alltags.»

— «Mein Willi ist schwächlich und zart. Du Sanyi bist stark. Ich möchte Willis Mutter sein und Sanyis Tochter.»

— «Für Anna könnte ich mein Leben opfern, mit Lilly aber ein Leben verbringen.» —

— «Ich gehöre ihm und liebe ihn, weil er mich braucht. Ich gehöre Dir, weil ich Dich liebe und auf Dich angewiesen bin.» —

— «Ich möchte von Anna träumen und neben Dir erwachen.» —

— «Den Kopf Willis möchte ich in meinen Schoß nehmen und ihn streicheln» — sagte sie und schmiegte sich an mich.

— «Ich habe es nie gewagt, Anna Blumen zu schicken» — sagte ich, als ich Lillys Haar küßte.

Wir hatten uns zwar sehr lieb, aber wir waren beide in einen anderen Menschen verliebt.

— «Machen wir es so, wie das Schloßfräulein und ihr einfältiger Ritter, der sagt: ‚Ich liebe Dich, ich vergöttere Dich — ich kämpfe für Dich, meine Geliebte — ich ziehe weg von Dir!‘ Die Dame flötete aus dem Turmfenster: ‚Ich liebe Dich, kühner Ritter, ich träume von Dir mit jungfräulicher Sehnsucht und Züchtigkeit. So geh denn und zieh in die Fremde! Kämpfe für mich wie ein Held und wenn Du fällst, werden Dich meine Gebete im Himmel erreichen.‘ — Und der einfältige Ritter zog fort — verliebt in das Schloßfräulein — um für sie in fremden Landen zu kämpfen und die Frauen der eroberten Völker zu vergewaltigen.» —

— «Das keusche Ritterfräulein aber konnte es zu Hause nicht mehr aushalten, sie sehnte sich nach dem edlen Ritter... und heiratete einen Alten, der schon mit dreißig einen Schmerbauch hatte.» —

«Nicht sehr schmeichelhaft für mich, was Du da sagst. Bin ich für Dich die Frau der besiegten Völker, oder wirst Du für mich der Mann mit dem Schmerbauch sein?» —

«Eher umgekehrt; ich bin der Ritter und Du

natürlich das Edelfräulein. Ich werde nie einen Schmerbauch haben. » —

— «Erst recht nicht, wenn Du mein Mann wirst. Ich werde schon dafür sorgen. Neben mir wirst Du dünn bleiben wie ein russischer Windhund.» —

— «Zum Teufel, das ist mir egal. Ich habe das Märchen nur erzählt, weil uns das, was wir haben können, nie genügt. Wir sehnen uns nach dem Entlegenen und Unerreichbaren. Das Schöne in der Nähe bemerken wir nicht. Hier bist Du — und ich brauche noch einen Traum in der Ferne. Dasselbe machst Du mit Willi und mir. Was wird aus dieser Dummheit wohl werden?» —

— «Vielleicht ein Familiendreieck! Du aber wirst nie mein Mann werden, vielleicht mein Geliebter. Ich möchte mit Dir bis ans Ende der Welt ziehen. Aber ein Familienleben mit Dir, das ist nicht zum Ausdenken!»

— «Also bin ich nicht der Alltag für Dich, sondern das Abenteuer und die Liebe.» —

— «Das weiß ich nicht. Sicher ist nur, daß Du zu meinem Leben gehörst.»

Dieser Sommer war herrlich schön. So glücklich kann nur sein, wer auf einmal das ganze Quantum seines Lebensglückes ausgeschüttet bekommt.

Jeder ahnte, daß hinter diesem unvergeßlichen Sommer etwas Neues, etwas Düsteres lauerte: Not und unbekannte Greuel. — Mit drohendem Brausen zogen die amerikanischen Liberators täglich über unsere Köpfe hinweg, und warfen ihre Bomben auf Budapest.

Die Bolschewiken näherten sich schon den Landesgrenzen und es war niemand da, um sie aufzuhalten. Das letzte Jahr eines verlorenen Krieges. Unsere Truppen standen an der Ostfront im Einsatz. Es gab keine Möglichkeit zur

Kapitulation. Was kommen sollte, konnte sich niemand vorstellen. Aber alle lebten intensiver in der Nähe des Todes. Die letzten Sekunden des Lebens sind die kostbarsten.

— «Aus einem Tag besteht die Welt, — aus einem Kuß unser Leben!»

Die Russen kamen, Ilonka starb. Lilly entschwand meinen Augen. Mich hatte das Leben hin- und hergeworfen. Es wäre gut, Pläne zu schmieden für Jahre oder Jahrzehnte. Ich werde das und jenes lernen, diese und jene Arbeit verrichten, nach so und soviel Jahren erreiche ich dieses Ziel und nachher werde ich dieses und jenes tun... Aber — werde ich morgen noch meine Wohnung haben, werde ich meine Stelle behalten, wird man mir erlauben, weiter zu studieren? Wer wird mich unterrichten und welche Bücher wird man mir in die Hand drücken?

Unsicherheit erzeugt Abenteurer — das Ausgeliefertsein erzeugt Heroen. (Natürlich auch Menschenwracks.)

Elend und Hetze, Normenerhöhung, obligatorische «freiwillige Arbeitsangebote», Sozialarbeit, Staatsanleihen persönliche Unsicherheit. Jede Möglichkeit eines Trostes hat man uns genommen. Welche Groteske, unsere unterjochte Kultur. Die Pfarrer predigen, als wären sie Parteisekretäre in Schulungskursen. Man muß den abgeschmackten, ewig wiederholten Lügen Beifall zollen. Jeder ist gezwungen, zur Selbsterhaltung die rote Maske zu tragen.

Gegen den Terror, der seinen Rückhalt im Ausland findet, ist die Gesellschaft wehrlos. In diesem Dunkel leuchten nur noch die schwachen Lichter der Märtyrer als Hoffnungsschimmer.

Auch ich wurde verhaftet, sozusagen grundlos.

Wie hatte ich früher die Rollen gespielt! Immer so, daß ich die Achtung vor mir selbst be-

wahrte. Aber ich verlor diese Selbstachtung in dem Augenblick, als ich gefangen genommen wurde. Da schlugen sie mich mit Fäusten, mit Gummiknüppeln, quälten mich mit elektrischem Strom und mit krankhaft sadistischen Foltern. So starb das Kind in mir und geboren wurde der Mann, zum Kämpfen bestimmt.

Zuerst überlegte ich mir noch, ob es in diesem Zustand des Ausgeliefertseins, meine Pflicht wäre, zurückzuschlagen. Doch die Frage löste sich von selbst. Als ich meine erste Ohrfeige bekam, hatte ich seit zwei Tagen nichts mehr gegessen und war während 24 Stunden mit dem Gesicht zur Wand gestanden, so daß mich der Schlag zu Boden warf. In einem solchen Zustand kann man nicht mehr zurückschlagen...

«Wenn sich die Lage ändert, würdest Du mir eine solche Ohrfeige geben?» fragte der Leutnant herablassend.

Ich antwortete ehrlich, daß ich es nicht über mich bringen würde, einen wehrlosen Mann zu schlagen. Beim ersten Verhör rebellierte mein Magen und meine Beine zitterten vor Aufregung. Meine Stimme überschlug sich mehrmals. Dann, nach den ersten Schlägen hörte das Zittern auf. Mit der Abnahme des Körpergewichtes schwindet auch die Selbstsicherheit. Unten, in der dunklen Einzelzelle, als niemand mich sah, war ich ein weinendes Kind, das sich nach seiner Mutter sehnt. Mir war, ich hätte schon den halben Weg vom Leben zum Tode zurückgelegt. Die Trennung vom Leben tat sehr weh. Nie wieder Sonnenschein, strotzende Kraft, wehende Frühlingswinde... nie wieder Küsse... nie wieder Lilly... Lillys Hochzeit fand am Tage meiner Verhaftung statt!

— «Na, hast Du es Dir überlegt? Willst Du uns noch etwas sagen?» —

«Ja. Es war meine Absicht, die Studenten an der Universität zu veranlassen, sich für das Bleiben der bisherigen Professoren einzusetzen.»

«Das interessiert uns nicht, das weißt du ja. Von welchen imperialistischen Divergenten, von welcher Spionageorganisation hast du den Auftrag bekommen? Wer hat dir den Befehl gegeben?»

«Niemand.»

Jetzt zog der Herr Leutnant seine Jacke aus, krepelte seine Hemdärmel hoch, legte seine Armbanduhr ab, legte sie sorgfältig auf den Tisch und starrte mich wie ein Schlangenbändiger an.

«Du weißt ja gar nicht, welch große Freude du mir machst» — sagte er, und begann, mich mürbe zu machen. Ich biß meine Lippen blutig, um nicht zu brüllen wie ein Tier.

Jeden verdammt Morgen wiederholte sich das Verhör. Die Mißhandlungen dauerten bis zum Abend. Dann zwangen sie mich zu tanzen, um das Anschwellen meiner dunkelrot geschlagenen Fußsohlen zu verhüten. Von den Prügeln und Foltern wird man sehr durstig. So bekam ich einen Liter Salzwasser zu trinken, um noch durstiger zu werden. Zur Beendigung des Tagespensums erhielt ich die Zusicherung, daß sie morgen von neuem beginnen, diesmal weniger mit dem Knüppel als mit der berühmten elektrischen Maschine. Sollte auch das nichts nützen, dann würden sie meine Mutter herholen und sie vor meinen Augen foltern. Es sei auch möglich, daß ihnen die Sache verleide, ich sei ohnehin ein fanatischer «Faschist» und ein «blöder Idealist». Sie würden mich ganz einfach aus dem Fenster werfen und sagen, ich hätte Selbstmord begangen. Eine gutbewährte Methode gegenüber eigensinnigen Gefangenen, die kein vorgeschriebenes Geständnis ablegen. Dann übergaben sie mich dem Wärter, der mich

voll Schadenfreude mit Schlägen und Fußtritten in den Keller jagte und in eine dunkle Zelle stieß.

Hier gab es nicht einmal das übliche Brett, auf das man sich hätte niederlegen können. Das Wasser, das von den feuchten Wänden herabtröpfelte, sammelte sich in kleinen Lachen am Boden, so daß ich auf den nackten, wundgeschlagenen Füßen die ganze Zeit stehen mußte. Manchmal lehnte ich mich gegen die Mauer und schlief stehend einige Minuten. Aber es war ein Wachschlaf, damit ich rechtzeitig die heranschleichenden Tritte des Wärters hörte. Er mußte die Häftlinge kontrollieren und etwas aussetzen, um sie zum Zeitvertreib zu verprügeln. So vergingen die Tage. In der hoffnungslosen Eintönigkeit schien die Qual kein Ende zu nehmen. Ich hoffte nur, mit der mageren Kost einer Wassersuppe und einer Scheibe Brot, die ich einmal am Tage erhielt, rasch von Kräften zu kommen. Dann würde es bald aus sein. Und dennoch fürchtete ich mich vor dem Tode.

«Zelle acht, Nummer eins!»

Ich erwachte.

«Zu Befehl.» — Die Zellentür wurde aufgeschlossen.

«Zum Verhör. Los, hinauf. Rasch, sonst gibt's einen Tritt!»

... «Na, hast du dir's überlegt? Bist du vernünftig geworden?»

«Ja, der einzige Grund, warum wir auf der Universität ...»

«Das interessiert uns gar nicht. Du weißt es. Von welcher Organisation und von welchen Agenten hast du den Auftrag erhalten?»

«Ich stand mit niemand in Verbindung und habe keinen Auftrag erhalten.»

Jetzt zog der Herr Leutnant seine Jacke aus, krepelte die Hemdärmel hoch, löste seine Arm-

banduhr und legte sie behutsam vor sich auf den Tisch.

«Du weißt gar nicht, welche Freude du mir machst» — sagte er. Der Oberleutnant unterbrach ihn.

«Laß ihn, warte! Paß auf, Junge. Du bist noch nicht einmal zwanzig. Du möchtest wohl noch leben. Zuhause wartet Deine Mutter auf Dich und vermutlich auch ein Mädchen, das du noch einmal im Leben sehen willst. Du bist jung und unüberlegt, aber tapfer und vernünftig und kannst uns eine Hilfe sein.»

«So unüberlegt bin ich nicht» — entfuhr es mir, und das war ein Fehler.

«Was nützt es, wenn wir dich totschiagen? Falls du aber widersprichst, ist es aus mit dir. Bei uns zählt ein Menschenleben nichts. Glaubst du das?»

Ich nickte.

«Na also...»

Der Oberleutnant nahm aus der Schublade seines Schreibtisches Brot, Butter, Käse und Schinken und begann zu frühstücken.

«Bist du hungrig?»

«Nein.»

«Du schaust aber schlecht aus. Ich glaube nicht, daß du es noch länger als ein bis zwei Wochen aushalten wirst. Dein Schicksal liegt einzig und allein in Deiner Hand. In einer Stunde — verstehst du — in einer Stunde siehst du entweder wieder den Himmel, atmest frische Luft, gehst in ein Restaurant, um dich satt zu essen, soviel du willst, mit einem Haufen Geld oder der Herr Leutnant nimmt dich wieder in Behandlung. Verstehst du? In einer Stunde...

In einer Stunde kannst du frei sein, falls du dich klug benimmst und uns gewisse Auskünfte gibst.

Bilde dir nur ja nicht ein, du seiest wichtig für uns. Das bist du gar nicht. Wichtig sind diese Herren, die solche Tölpel benutzen, wie du einer bist. Wichtig sind unsere bezahlten Mitarbeiter... Also rede, mein Junge; rette dein Leben. Du könntest noch eine große Zukunft haben. In einer Stunde bist du frei — wenn du sprichst. Wenn nicht, fürchte ich — sagte er lachend —, daß dich der Herr Leutnant tot schlagen wird. Er ist heute sowieso gereizt. Und wenn er dich nicht totschießt, dann ist eins sicher. Nach der heutigen Behandlung wirst du kein Mann mehr sein. Du wirst keine Kinder haben und nie mehr lieben... Du hast die Wahl — entscheide!»

Ich war damals noch so blöde, ich glaubte wirklich, sie würden mich nach einem Geständnis entlassen. Zum Glück habe ich während den ersten Tagen meiner Haft mir meine «Version» ausgedacht und eingehämmert, so daß ich sie später halb wahnsinnig einfach wie ein Automat wiederholte und sie sogar für wahr hielt.

«Also rede!»

«Ich habe nichts Neues zu sagen. Ich habe schon alles gesagt, was ich weiß.»

«Du Trottel, du willst also sterben. Für wen eigentlich? Für solche, die sich um dein Leben genau so wenig kümmern, wie wir. Ich räume dir eine Frist von 24 Stunden zum Nachdenken ein. Dann werde ich dich nochmals fragen — zum letztenmal. Und ich sage es dir, als einer der weiß, was wir können: Morgen wirst du alles gestehen, entweder freiwillig oder zerschlagen und wahnsinnig vor Schmerzen. Es gibt keinen Menschen, der das aushält, was wir mit dir machen werden. Sogar euer Mindszenty hat alles gestanden, was wir von ihm wollten... Willst du etwa stärker sein? (Gott im Himmel! So haben sie auch den Kardinal verhaftet und ihn zum Ge-

ständnis gebracht?) — Sterben ist leicht, aber es gibt sehr häßliche Todesarten», fuhr der Oberleutnant ganz ruhig fort. «Jeder Mensch hat ein Nervensystem. Es gibt Frauen und Mütter, die sagten, lieber zehnmal Zwillinge als noch einmal eine solche Stunde. Aber diese Weiber haben nur einen Bruchteil dessen erduldet, was du mitmachen wirst... Aber es hängt von dir ab — ganz wie du willst. Geh jetzt in deine Zelle. Bis morgen!»

«Erst will ich mich noch ein wenig mit ihm unterhalten» — sagte der Leutnant.

«Paß aber auf, mach ihn nicht kaputt, er ist schon sehr schwach!» In der nächsten halben Stunde wurde meine Niere derart verletzt, daß ich noch heute daran leide. Dann trugen sie mich zurück in die dunkle Zelle und ließen mich einen Tag in Ruhe.

... Wie gut es ist, wenn man aus einem Halbschlummer in Ohnmacht fällt. Vielleicht ist dies der letzte Tag meines Lebens. Mein Herz verkrampft sich. Ich träume, daß ich in die Tiefe sinke.

Es wird jetzt draußen wohl die Abenddämmerung hereinbrechen. Hier in der Zelle ist ewig die gleiche Finsternis. Die Welt wird aufleuchten in den letzten Strahlen der Abendsonne. Der Sonne Abschiedslicht glänzt über der Landschaft, in der ich gelebt und geliebt habe. Die Dämmerung tut weh. Der Abschied tut weh. Das ist wirklich der Tod... der Tod der Wünsche. Alles verliert Farbe, Sinn und Schönheit. Dieses kleine Leben war schön. Ich hatte keine Zeit, seiner überdrüssig zu werden und alle seine Schönheit tut mir weh.

Ich möchte mit einem klaren Kopf, heiter und mit vollem Bewußtsein in den Tod gehen. Man stirbt ja nur einmal im Leben; man muß anständig sterben.

«Acht! Zelle acht! Nummer eins!»

«Zu Befehl.»

«Los, zum Verhör! Mach schon, verdammt nochmal.»

Das Verhör hat wieder begonnen.

«Na, wie hast du dich entschieden? Wirst du sprechen oder nicht?»

«Ich kann nichts Neues sagen.» — Die beiden schauen sich verwundert an.

«Was sagst du zu diesem Lümmel? Er ist fanatisch und verrückt. Verlieren wir keine Zeit.»

«Es lohnt sich wirklich nicht... mach ihn fertig!»

Der Leutnant nahm seine Pistole.

«Dreh dich zur Wand. Du hast noch eine Minute. Bete, wenn du willst.» —

«Schieß ihn in den Kopf, das ist sicherer.» —

«Du kannst es mir überlassen.» —

«Warte, vielleicht hat er noch etwas zu sagen.»

— «He, dreh dich um.»

Ich drehte mich um. Der Leutnant senkte den Revolver. Jetzt müßte ich ihn eigentlich überfallen, für mein Leben kämpfen. Ich habe ja nichts zu verlieren. Ihn erschlagen, die Waffe nehmen, schießen, aus dem Gelände flüchten, aus der Stadt, aus dem Lande. Aber ich bin so erledigt, daß ich nur noch denken kann. Völlig abgestumpft warte ich, was geschehen wird.

«Der macht ohnehin den Schirm zu! Schade um die Patrone.» —

«Nein, ich will ihn erschießen, ich bin neugierig auf sein Gesicht...»

«Hör mal, Bursche, willst du noch etwas sagen? Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Also? Nein? Dann eben nicht. Dann stirbst du in einer Minute.»

Wie froh bin ich, daß sie mich nicht weiter quälen.

«Dreh dich um! Genug geschwätzt! Tritt an die Wand, einen Schritt nach rechts, los!»

Ich trete nach rechts und erblicke genau auf Augenhöhe ein Loch in der Wand, den Einschlag einer Kugel. Wen haben sie wohl hier ermordet? Hat auch er keine Angst gehabt, und hat auch er nichts bereut?

Ich sollte diesen Bestien noch etwas sagen, etwas Treffendes, damit sie wissen, daß nicht sie die Sieger sind; es sei besser, Opfer als Henker zu sein. Blödsinn, sie werden es ohnehin nicht verstehen. Wozu mich in den letzten Sekunden mit Pädagogik befassen? Warum verspüre ich keine Angst angesichts des Todes? Habe ich schon alles überstanden? Was ich gestern erlebt habe, war eigentlich schon der Tod. Jetzt bleiben nur noch die Formalitäten. Schläfrig bin ich, es wird gut tun, zu ruhen...

«He, dreh dich um! Was machst du? Zum Teufel mit diesem Schwein! Sieh mal, er hat gegähnt. Verdammt nochmal!»

«Himmelsakrament! Ist es dir etwa langweilig, was? Hast du wirklich gegähnt?»

«Der kümmert sich schon einen Dreck um uns. Gegähnt hat er. Er hält uns zum Narren. Ich werde deine gelangweilte Fratze zerschießen.» Der Leutnant hob seinen Arm und schoß. Die Kugel pfiff neben meinem Ohr vorbei.

Auf zwei Schritte Entfernung jemanden zu verfehlen, kann nur Absicht sein.

Der Leutnant und der Oberleutnant blickten sich an und lachten.

«Pack dich in deine Zelle. Dort sollst du verfaulen.»

Das war mein letztes Verhör.

Welche Wonne, im überfüllten Internierungslager zu sein. Die Schlafstellen messen höchstens 40 Zentimeter pro Person. Aber alle diese vielen

Menschen sind lieb und gut zu jedem, der geschunden und ausgehungert aus der Untersuchungshaft kommt. Die Neuankömmlinge werden von den Mitgefangenen aufgepäppelt. Es gibt liebe Worte und Essen den ganzen Tag. Und jeden Monat darf man fünf Minuten mit einem Besuch aus der eigenen Familie sprechen. Wöchentlich sind zehn Pfund Lebensmittelgeschenke erlaubt. Außerdem bekommt man Mannschaftskost: Täglich 250 Gramm Brot und Bohnen, Tomatensuppe oder Kraut, manchmal auch etwas anderes. Wer das Glück hat, arbeiten zu können, der wird mit der Vergünstigung einer viertelstündigen Sprech-erlaubnis belohnt.

Die Sonne scheint, und manchmal darf man in den Hof hinausgehen. Ist das eine Wonne, den Wind wieder zu spüren und den Himmel zu sehen. Das Schlagen ist hier nicht mehr üblich. Das Leben beginnt von Neuem. Wie eine Auferstehungsfreude.

Abends hören wir aus dem Nebenraum den Gesang der internierten Priester:

Königin der Engel, reine Jungfrau!
Bitte Deinen heiligen Sohn für uns,
Holde Königstochter, wir beten zu Dir,
Jungfrau Maria, bitt für uns!

In das strahlende Glück des wiedergefundenen Lebens trat plötzlich die quälende Sehnsucht nach der vollen Freiheit. Wir wurden in ein anderes Lager gebracht (ohne jemals zu wissen, ob wir nicht nach Rußland verschleppt würden). Dieses Lager bedeutete für uns nicht mehr das Glück der Entlassung aus der AVO-Haft, denn es war für eine lange Gefangenschaft eingerichtet.

Außerhalb des hohen Lagerzaunes gab es einige kleine Familienhäuser mit Gärten. In einiger

Entfernung lag die Landstraße sowie das Geleise der Lokalbahn. Die Züge kamen angerattert, man hörte sie fahren. Wir beobachteten sie gierig durch die vergitterten Fenster als ein Stück Freiheit. Bei ihrem Anblick fühlte ich wieder die Kraft in mir, auszubrechen und mitzufahren. Später wurden die Fensterscheiben mit Kalk bestrichen und verschlossen.

Die Tage vergingen mit Plaudern, Lesen und neuen Bekanntschaften. Es war interessant, wie vielerlei Menschen hier eingesperrt waren und aus welchen Gründen. Zum Beispiel: Einer saß wegen Hamsterei. Er hatte sich erdreistet, in einem Geschäft zehn Kilo Zucker auf einmal zu kaufen. Ein Arbeiter saß wegen Sabotage, weil seine Maschine nicht funktionierte, ein anderer, der etwas tief ins Glas geschaut hatte und dabei über die politischen Halbgötter schimpfte, wegen politischer Hetze. Sein Bruder wurde miteingesperrt; er hatte damals betrunken auf dem Tisch der Schenke gelegen und geschlafen; aber laut Beschluß war anzunehmen, daß er auch im wachen Zustande sich gegen die neue Demokratie versündigt haben würde. — Ein anderer Arbeiter wurde verdächtigt, auf der Toilette des Betriebes ein Pfeilkreuz an die Wand geschmiert zu haben. Solche Annahmen gelten fast für jeden, der interniert wurde, ohne vor Gericht gewesen zu sein.

Einer hatte einen Parteisekretär verprügelt, weil dieser seine Frau vergewaltigt hatte. Ein sechzehnjähriges Mädchen war hier wegen verschwörerischer Tätigkeit gegen den Staat. Ein Kraftfahrer verbüßte einen Zusammenstoß mit dem Wagen eines Staatsministers; ein Religionslehrer hatte in der Schule die Lehre des Materialismus bekämpft. Ein Kaufmann war so offen gewesen, einem als Käufer getarnten Geheimpolitisten zu erklären, es fehle in dieser Misere an

allen Waren, man werde bald überhaupt nichts mehr kaufen können. — Im Lager gab es einen Schuster, der während des Schuhflickens über Dinge gesprochen hatte, über die man lieber schweigen soll; er wurde deshalb wegen Betrugs verhaftet. Man wiederholte ihm seine Schuld so oft, daß er schließlich selber daran glaubte. Gebrochen und voller Reue seufzte er:

«Warum mußte ich mich in Angelegenheiten zweier Großmächte einmischen?»

Zwischen den Unglücklichen, die wirklich gar nichts verbochen hatten, gab es hie und da einige «Kapital-Verbrecher», die gegen den Kommunismus, solange es ging, einen legalen Kampf geführt hatten. Es gab auch solche, die sich mit illegalen Mitteln zur Wehr gesetzt hatten, Verschwörer und Spione, gegen die aber kein gültiges Beweismaterial vorlag, deretwegen man sie hätte aufhängen oder lebenslänglich verurteilen können. So mußten sie hier im Internierungslager verfaulen. Sie erhielten immer nur befristete sechs Monate, nach Ablauf derselben weitere sechs Monate — dann wieder sechs — und so fort, bis zur Unendlichkeit.

Jede Schicht der unterdrückten Bevölkerung war hier vertreten. Bauern als «Saboteure», weil eines ihrer Schweine verendete oder die Ernte schlecht war, Arbeiter als «Faschisten» oder als «Betrüger», Klein-Handwerker und Kaufleute, die sich als «Egoisten» zu sehr an ihren Besitz anklammerten, und einige «Abenteurer», die unter Gefährdung ihres Lebens sich solange als Grenzgänger betätigten, bis sie zuletzt im Eisernen Vorhang hängen blieben.

Ja, diese Grenzgänger waren merkwürdige Leute. Männer, die überall zu Hause waren und doch kein Heim hatten; die verliebt waren und doch kein Mädels hatten, die ängstlich, aber doch

waghalsig waren, die eine Menge Geld verdienten und doch unendliche Entbehrungen dulden mußten. Sie waren selbstlos und berechnend, zärtlich und grausam. Sie waren duldsam und lachten, wenn sie nichts hatten; nur die Ruhe ging ihnen auf die Nerven. Die Angst vor der Gefahr trieb sie in noch größere Gefahren. Ihr Tun glich der Flucht einer verwundeten Seele vor einem zerstörten Leben, dem rastlosen Wandern des wurzellosen Menschen.

Anfangs durfte man im Lager noch lesen. Viele lernten von früh bis abends, um die Zeit der Haft auszunützen. Dann wurden ihnen die Bücher abgenommen. Jetzt bestand die einzige Lektüre nur noch aus bolschewistischer Propaganda. Auch die Arbeit hörte auf. Das Herumgehen innerhalb des Lagers wurde verboten. Das Ministerium des Innern und die AVO übernahmen die Internierungslager vom Justizministerium und von der Polizei. Damit war es auch Schluß mit den Entlassungen. Jeder wurde in sein Zimmer eingesperrt; die mit Kalk überstrichenen Fenster blieben hermetisch geschlossen. Wegen der stickigen Luft hinter den geschlossenen Fenstern wuchs die Zahl der Lungenkranken.

Längst war es nicht mehr das wiedergewonnene Leben. Viele konnten die ständigen Verschärfungen und Verbote nicht mehr ertragen. Sie mußten sich Luft machen mit Flüchen, mit Befehlsverweigerung, mit Streitigkeiten oder Hungerstreiks. Dann wanderten sie auf Wochen in den Kerker, wo sie hungerten. Die Eingekerkerten bekamen nur einmal am Tag zu essen — sie wurden geprügelt, geknebelt und in Eisen gelegt. Wenn sie dann endlich wieder in das Lager zu den Mitgefangenen zurückkehren durften, erschien ihnen das mit Verboten gespickte, aber doch ruhigere Lagerleben als wahres Glück. Und sie verhielten

sich während einigen Monaten wieder ruhig — bis die hoffnungslose Eintönigkeit und Aussichtslosigkeit ihrer Lage sie abermals zu einem Ausbruch trieb.

«Eins — zwei — eins! Eins — zwei — eins! Jeder schaue auf den Fuß des Vordermannes! Schritt halten!» — Die Hände auf dem Rücken gefaltet, die Blicke zur Erde gerichtet, so durften wir anfangs täglich, später einmal wöchentlich eine halbe Stunde im Hofe des Lagers spazieren. Wie schön es wäre, zum Himmel zu schauen, hinüber in die weite Ferne; es ist verboten! Gilt als Verstoß gegen die Disziplin, als Befehlsverweigerung, und wird mit Kerker, mit Fasten und noch größerem Hunger, mit dem Entzug der monatlichen Sprech- und Schreiberlaubnis geahndet. Dann ängstigten sich die Angehörigen während eines ganzen Monats und wissen nicht, was geschehen ist. Nach der muffigen, dumpfen Zimmerluft, die uns bohrende Kopfschmerzen bereitete, atmeten wir tief, um unsere Lungen ein wenig zu füllen. «Eins — zwei — eins! Eins — zwei — eins! Sie, mit der Brille dort! Achten Sie auf den Schritt.»

Es wurde Frühling, ein sanfter Wind wehte. Zwei alte Bäume standen in der Mitte des Hofes. Im Lager blühten die Kirschbäume ...

Die Erde duftete; nach dem Regen entsteigt dem Boden ein frischer Geruch. — Was kann man hier machen, abgeriegelt von der Welt? Die bloße Sehnsucht kann doch nicht der Sinn des Lebens sein. Es fehlt der bunte Wechsel der Ereignisse und der Eindrücke. Man fühlt sich wie in einem luftleeren Raum. Das Leben ohne Ziel ist sinnlos. — Es gibt Menschen, die sich absichtlich vom Leben absondern, die dessen Eindrücken und seiner Vielfalt entfliehen; Mönche, die sich mit der Welt des Geistes innerhalb ihrer

kargen Zelle begnügen. Es stimmt, in der Einsamkeit und Abgeschlossenheit einer Mönchszelle läßt sich ein tieferes und wertvolleres Leben führen als draußen in der freien Welt. Die vielen Menschen haben um der höheren Ideale willen der versprecherischen Hoffnung des Lebens entsagt? Frei von eitlen Eindrücken, nicht gebunden an die Vergangenheit; wie leicht wird dann der Mensch, der höher strebt. Höher, wohin? Erst leicht werden, frei vom Erdenrummel, von den Fesseln der Wünsche, von den jagenden Gedanken, von sinnlichen Begierden und frei vor allem von der Traurigkeit, die uns ewig an die Rückkehr denken läßt ... erst warten, bis eine leichte Brise unser Segel in unbekannte Fernen treibt. Durch das ständige Fasten fühle ich mich schon ganz leicht.

Einer durch den Hunger entfesselten Phantasie ist alles möglich. Magier des Mittelalters sollen vor einer Toten- oder Geisterbeschwörung volle acht Tage gefastet haben. Warum sollen nicht auch mir Wunder geschehen. Vielleicht treibt mich ein leichter Wind durch den Lagerzaun nach Hause, dorthin, wo ich wirklich sein muß ...

Selbst AVO-Leute stehen mit offenem Mund da. Sie wissen mit meiner Phantasie nichts anzufangen. Fliegen durch die Kraft des Geistes ...?

«Sie dort, ja, Sie in der dritten Reihe, warum achten Sie nicht auf den Schritt? Wissen Sie nicht, welches Ihr rechtes und Ihr linkes Bein ist? Ich werde es Ihnen schon beibringen... Schauen Sie mich nicht an als ob ich Luft wäre, hören Sie! Was glauben Sie, wem Sie gegenüber stehen? Lachen Sie nicht. Wenn ich Ihnen einen kräftigen Fußtritt gebe, dann werden Sie mich nicht mehr mit einer so verächtlichen Fratze anschauen. Verstanden?!»

«An Ihrer Stelle würde ich lieber keine Fußtritte austeilen.»

«Halten Sie den Mund, sonst zerschlage ich Ihren Kopf.»

«Sie werden mich nicht anrühren. Dazu haben sie zu wenig Kraft und zu viel Verstand — und das sagt alles.»

Ich sprach langsam, leise und lächelnd. Der «Natschelnik» brüllte nur umso wilder.

«Was haben Sie gesagt? Ich werde es vor dem Herrn Inspektor wiederholen. Herr Gefreiter! Herr Gefreiter.» — Er lief weg, um zu rapportieren.

«Herr Gefreiter melde gehorsamst, dieser Internierte hat den Gehorsam verweigert, hat Hetzreden gehalten und mich bedroht, als ich ihn zu recht wies, als ich ihn auf gutes Benehmen und auf das strikte Einhalten der Verordnungen des Lagerleiters aufmerksam machte. Er will nicht regelmäßig spazierengehen und hat mich bedroht. Ich habe meine Pflicht als Aufseher getan.»

Endlich war er fertig. Der Gefreite freute sich über seine Beute. Er maß mich mit einem lüsternden Grinsen.

«Sie haben also den Befehl verweigert. Sie haben ihren Vorgesetzten bedroht. Wissen Sie, was das ist? Wissen Sie, was das bedeutet?»

«Eine Lüge, Herr Gefreiter.»

«Widersprechen Sie nicht, sonst zerquetsche ich Ihre Gedärme. Können Sie Ihr Maul nicht halten? Wie stehen Sie hier vor mir? Ich werde Sie zertreten, Sie Gottverdammter. Gnädiger Herr, gefällt Ihnen vielleicht etwas nicht? — Was? — Reden Sie, wenn Ihnen etwas nicht gefällt. Den Befehl verweigern, den Vorgesetzten bedrohen und gegen mich freche Reden führen. Wissen Sie, was das zu bedeuten hat? Das ist Empörung! Meuterei! Wir werden noch im Ker-

ker miteinander reden. Vorwärts, los!» — Die andern gingen weiter spazieren, mit rückwärts gekreuzten Armen, stumm und mit gesenkten Köpfen. Mit tiefen Atemzügen zogen sie rasch die frische Frühlingsluft ein.

Eins — zwei — eins ... eins — zwei — ein ...

Gott sei Dank eine Einzelzelle. Man kann hier ruhig nachdenken. Wie einem alle innere Unruhe vergeht, wenn man tüchtig durchgeprügelt worden ist. Das Gefühl der Ueberlegenheit tut einem wohl. Man ist völlig ausgeliefert, fühlt als Opfer nur Verachtung und weiß, daß sich der Peiniger im Innersten schämen muß.

Ringsherum leere Wände, leere Seelen. Eine reine Leere. Gut, daß alles leer ist. Diese Machttrunkenen, Irrsinnigen hasse ich nicht einmal. Sie ekeln mich nur und können mir letztlich nichts anhaben. Kein Gefühl ... kein Wunsch ... kein Gedanke ... vollständige Stille ... Wenn die Welt aufhört, wird vielleicht Gott erscheinen ...

Dann war auch das vorüber. Wieder kamen die grauen Tage der Gefangenschaft, mit ihrer wahnsinnigen Eintönigkeit. Wir sollten in ein Arbeitslager kommen und dann entlassen werden. Keine Befreiung, aber Zwangsarbeit. Mir war gleichgültig was kam, nur sollte es etwas Neues sein. Die Jahre liefen dahin, nur die Tage nicht. Ich kann mich an die Jahre nicht erinnern, die Tage waren alle gleich, und sie fielen mir aus dem Gedächtnis. Manchmal war es mir, als wäre ich noch gestern frei gewesen, manchmal, als ob es außerhalb der Wände unseres Gefängnisses keine andere Welt mehr gäbe. Als ob es keine anderen Menschen mehr gäbe außer diesen hundertundzehn Kameraden in unserer Stube. Aber auch sie sind langweilig und kommen mir nur noch wie Gegenstände und Kulissen vor ...

Eines Morgens witterten wir etwas, mittags

erreichte die Erregung ihren Höhepunkt und abends wurden wir — abtransportiert.

Eine Gruppe AVO-Männer betrat unser Zimmer.

«Wer seinen Namen hört, geht auf den Hof mit seinem ganzen Gepäck.»

Ich war auf der Liste. Glückselig warf ich alles in meine Decke und rannte hinunter, um anzutreten. Es folgt eine unendliche Liste von Namen. Anschließend eine kurze Rede: «Sie gehen jetzt arbeiten. Mit ihrer Arbeit können Sie wieder gutmachen, was Sie gegen uns gesündigt haben. Sie werden nach Ihrer Arbeit entlassen — nach drei Monaten... nach sechs Monaten. Bis Weihnachten sind Sie bestimmt alle zu Hause. Die sozialistische Ordnung hat sich derart gefestigt, daß wir Sie entlassen können.»

Es gab unter uns solche, die dies alles glaubten. Ein jeder hoffte, weil er die Hoffnung so sehr brauchte.

Jeder von uns erhielt Brot für zwei Tage. Das Umkleiden erfolgte in dem Raum, in dem sonst die Besuche stattfanden. Man steckte uns in gestreifte Uniformen und in kurze Stiefel. Jeder packte und schrieb seinen Namen auf das Bündel. — «Werden sie uns wohl alles nachschicken? Oder schicken sie es unseren Angehörigen nach Hause?» An das Allerwahrscheinlichste dachten wir jedoch nicht, nämlich, daß alle unsere Sachen gestohlen wurden. Wir wußten wohl, daß unser Staat systematisch mordet, sich Geld und Grundbesitz aneignet; daß er aber auch unsere alten Kleider stehlen würde, das wußten wir noch nicht.

Wir waren auf dem Weg zum nächstgelegenen Bahnhof von einem förmlichen Wall von AVO-Männern mit Gewehren umringt. Auf uns wartete ein Extrazug mit Viehwagen (wir wußten

damals noch nicht, daß neuerdings auch ein großer Teil der Zivilbevölkerung in solchen Waggonen reisen mußte).

Wir drängten uns in den Wagen, um ins Ungewisse zu fahren... glücklich und doch ängstlich und aufgeregt. Niemand wußte, was mit uns geschehen würde.

Leider hatten zwischen uns im Waggon auch viele AVO-Männer Platz genommen, sonst hätten wir vielleicht die Bretter herausnehmen, die Verschalung entfernen und fliehen können. Das Brot, das für zwei Tage reichen sollte, haben wir für alle Fälle auf einmal aufgegessen. Sicher ist sicher. — «Du, diese Brotration für zwei Tage gefällt mir nicht. Möglicherweise fahren wir zwei Tage lang. Es gibt aber keinen Ort in Ungarn, wohin die Fahrt zwei Tage dauert...»

In der Morgendämmerung hieß es aussteigen. Ein verlassener kleiner Bahnhof: Recsk. Nirgends ein Zivilist, nur eine ganze Horde bewaffneter Männer, die uns umzingelt. — «Bei Fluchtversuch wird ohne vorherige Warnung geschossen! Haben Sie verstanden?» — Der Zug setzt sich in Bewegung und marschiert den Berg hinauf. Der Schnee knirscht unter den Stiefeln. Nach jahrelanger Haft ist diese frische, schneidende Winterluft herrlich. Wir müssen schnell gehen und kommen außer Atem; müssen versuchen schrittzuhalten, denn auf dem Rücken der Zurückgebliebenen arbeitete schon der Gewehrkolben. Am Hang des Berges erstrahlen ringsherum grelle Lichter. Es sind die Lampen der Wachtürme. Da werden wir also in Zukunft leben...

Das erste, was geschah, war, daß sie uns einer Leibesvisitation unterzogen und uns jede Kleinigkeit, Familienphotos, Zahnbürsten, Zahnpasta, Zündhölzer, Zigaretten, Seife, Handtücher usw.

einfach abnehmen. Wir werden hier die Wäsche wöchentlich wechseln, zwei Personen erhalten monatlich ein Stück Seife. Die Zähne dürfen wir nur mit Holzkohle, Zigarettenasche oder mit unseren Fingern putzen.

Man teilte uns in Brigaden auf, je nach Beruf und Herkunft. Ich gab als Beruf «Koch» an. Vielleicht würde ich so in die Küche versetzt. Welche Illusion!

Man ist grob gegen uns wie noch nie zuvor. Ohrfeigen und Fußtritte sind an der Tagesordnung. Wir werden mit Gummiknüppeln geschlagen.

Viele alte Bekannte sind hier, die schon vor einigen Monaten hier eingetroffen sind. Das Wiedersehen ist eine große Freude. Nur den Mut nicht verlieren, es wird sich schon alles geben!

«Aufstehen! Aus den Betten, ihr verdammten Hunde.» — Mit diesem Morgengruß werden wir jeden Tag geweckt. Wir beeilten uns, die Decken in Ordnung zu bringen, in die Stiefel zu steigen. Wenn wir Wasser und genügend Zeit hatten, wuschen wir uns ein wenig, wenn wir keines hatten, dann eben nicht. Wir froren in der Baracke. Der Dachboden war noch nicht aufgedeckt, nur mit Lehm bestrichen, und über dem Kopf hatten wir die nackten Ziegel. Auch diese fehlten hie und da, und es regnete oder schneite an diesen Stellen herein oder es blickte ein Stern auf uns herab.

Man brachte gebrannte Mehlsuppe. Sie war gut und heiß. Auch Brot bekamen wir. Es waren glückliche Minuten. Ich wußte früher gar nicht, daß Mehlsuppe so herrlich schmeckt. Kaum waren wir fertig, brüllte man: «Antreten! Schnell, schnell, ihr verfluchten Kerle.»

Wir wurden gezählt und zur Arbeit getrieben. Es war nicht gut, am Ende der Kolonne zu marschieren, weil es dort Fußtritte hagelte. Der Bri-

gadföhrrer und die AVO-Männer brüllten sich heiser. Vom Berghang pfiß ein kalter Wind. Eine halbe Stunde nach dem Frühstück spürte man schon wieder Hunger; schon während des Marsches, noch vor der Arbeit war man müde. — «Laci, wie spät ist es?» — «Du fragst schon? Wir haben erst mit der Arbeit begonnen.» — Laci konnte auf die Minute sagen, wie spät es war. Wer erschöpft war, ging in die Latrine. Später sind sie auf den Latrinentrick gekommen und die Genehmigung wurde nur einmal im Tage erteilt.

Diejenigen, die sich durch Denunziantentum leichte Arbeit verdient hatten, wurden zu Latrinenaufsehern und mußten melden, wer hingegangen war, bloß um sich auszuruhen.

Die Arbeit war eine Hetze. Anfangs standen wir so dichtgedrängt, daß wir uns gegenseitig im Weg waren. Blieb jemand einen Augenblick untätig, wurde er angebrüllt. Das nächste Mal verprügelt oder für eine Nacht in den Bunker gesperrt. Dies war ein kleiner Raum in der Erde, in dem das Wasser bis zu den Knöcheln stand. Nachts stand ein Wächter neben dem Bunker. Er fror und langweilte sich und vertrieb sich die Zeit, indem er die Gefangenen schlug oder singen ließ. Zuweilen befahl er auch perverse Handlungen, um sich daran zu ergötzen. Ich hätte mich lieber totprügeln lassen, als solchen Befehlen Folge zu leisten. Jeder fürchtete sich vor dem Bunker. Die Angst war besonders groß, wenn der Leutnant mit der Skimütze oder der «Zerzauste» bei uns waren; zwei sadistische Schurken. Hunderte von Menschen lebten in ständiger Furcht und mußten sich vor diesen dreckigen Schurken erniedrigen.

Wenn ich nur diesen Winter durchhalte! In wenigen Tagen ist Februar, dann kommt der

März — wärmeres Wetter, Sonnenschein... und man wird wieder kräftiger...

Die Nachtruhe war die reine Glückseligkeit. Wir legten uns in den Kleidern nieder, zwei oder drei auf einen Strohsack. Jeder hatte zwei Decken. Das Stroh in den Säcken war verfault und naß. Zwei Mann deckten sich gemeinsam zu. Die schlechteste Decke kam auf den faulen Sack, eine zogen wir uns über. Wir zogen die Mützen über die Ohren, die Decke über unsere Köpfe, die Jacke mit dem Mantel auf unsere Füße. Auf diese Weise hielten wir uns warm, selbst wenn es im Raum unter Null war. Unser Denken war nur noch auf das Essen gerichtet.

«Was möchtest du lieber essen: Tomatensuppe mit Knödeln oder Bohnensuppe und Nudeln mit Zwetschgen?»

«Heute dies, am nächsten Tag das andere.»

«Womit möchtest du am liebsten satt werden?»

«Mit Krautzwirkerln oder Milchreis, gefüllten Palatschinken oder mit gerösteten Brotschnitten mit gebratenem Speck.»

«Lieber nichts Gebratenes, weil man davon nur wenig essen kann.»

«Kinder, der Küchenmann in Sicht.»

Ja, wirklich, aus dem Walde ist der erste Küchenmann aufgetaucht. Er hält den großen Schöpflöffel in der Hand. Es dauert noch eine gute Viertelstunde, bis sie hier angelangt sind und mit dem Schöpfen beginnen.

Wir rücken bei Dämmerung ein. Nachher müssen wir uns zum Appell aufstellen. Wir stehen lange, oft stundenlang, bis die Kontrolle fertig ist. Glückliche, wer im hintersten Glied steht. Sie verbringen die Wartezeit sitzend auf dem Bett-
rand.

Nach einer Weile kommt unser AVO-Mann

herein. Er gehört zu den gemäßigten und unterscheidet sich vorteilhaft vom «schönen Jungen» in der Nachbarbaracke, der die Leute schlägt und ihnen Fußtritte gibt. Er ist furchtbar dumm. Jeden Abend hält er uns eine vorschriftsgemäße Predigt.

«Männer! Glaubt ja nicht, daß ich euch nicht kenne. Ich kenne euch. Ja, ich kenne euch und ich weiß, was ihr von mir denkt. Trotz meines einfachen Verstandes kenne ich euch. Und wißt ihr warum? Von eurer Arbeit. Ich schaue euch den ganzen Tag zu, wie ihr arbeitet. Ich beobachte euch, auch wenn ihr es nicht merkt. Dann sehe ich, was ich sehen will. Zum Beispiel Sie... wo ist er denn? Sie, Sie Alter dort.»

«Meinen Sie mich, Herr Aufseher?»

«Ja, natürlich, was waren Sie in Zivil?»

«Pensionierter Postbeamter.»

«Das sieht man Ihnen sofort an. Die Schaufel paßt in Ihre Hand, wie die Lilie zu einer Dirne. (Einige lachen dienstbeflissen.) Was haben Sie heute vormittag gemacht?»

«Ich habe gearbeitet.» — «Ja, das ist richtig, aber wie?»

«Ich war müde, Herr Aufseher, ich bin 62 Jahre alt.»

«Natürlich, Sie sind an Arbeit nicht gewöhnt. Hacke und Schaufel waren ihnen nicht fein genug? Sie sind lieber am Schreibtisch gesessen. Jetzt müssen Sie sich eben etwas anstrengen... Sie haben nur gearbeitet, sonst nichts?»

«Nein, Herr Aufseher.»

«Pah, keine Ausflüchte, Sie haben sich hingesetzt, haben die Schuhe ausgezogen und den Fußlappen gerichtet.»

«Es muß wohl so gewesen sein, wenn der Herr Aufseher es sagen. Sicher hat sich mein Fußlappen verdreht. Meine Stiefel sind drei Nummern

zu groß. Meine Füße sind schon ganz wund, ich kann sie Ihnen ja zeigen!»

«Ihre dreckigen Füße will ich nicht sehen. Es ist schon in Ordnung, daß Sie Ihren Fußlappen richten. Aber wissen Sie, wie lang Sie dazu gebraucht haben? Ich habe auf die Uhr geschaut. Sechs Minuten, sechs volle Minuten. Wenn ich das nicht in einer Minute machen kann, dann soll meine Hand verfaulen.

Es wird kein gutes Ende nehmen, Männer, kein gutes Ende. Warum können sie nicht arbeiten, wie der Fuszek zum Beispiel? — He! Wo ist der Fuszek? Stellen Sie sich hierher!» Fuszek kommt und stellt sich hin. Er grinst mit serviler Freude. Er hatte Glück, er wurde bemerkt. — Es sieht so aus, als ob er morgen eine doppelte Ration Bohnen bekäme.

«Was waren Sie im Zivilleben, Fuszek?»

«Kellner.»

«Na, sehen Sie, er hat auch nicht mit dem Spaten gearbeitet, aber er gibt sich Mühe. Er hat den Willen zur Arbeit. Laßt euch nicht gehen, Männer! — Schon gut, Fuszek, Sie können abtreten. — Also, ein wenig mehr Mühe, Männer, mehr Begeisterung.»

Andächtig lauschten wir Abend für Abend diesem Vortrag. Ein jeder tut, als ob er alles glauben würde. So wie im ganzen Lande, bei den Betriebsbesprechungen, in den Schulungskursen. Es gibt sogar Trottel, die glauben, daß sie nach guter Arbeit entlassen werden.

Das ganze Land steht im Arbeitswettbewerb, warum sollte es denn in einem abgelegenen Konzentrationslager anders sein? Auch bei uns spielt der Wettkampf:

Wettkampf-Brigaden in den Steinbrüchen, Wettkampf-Schubkarren, Wettkampf-Hauer in den Bergwerken. Die Belohnung ist groß: Die

Sieger im Wettbewerb der ersten Monate dürfen im März einen Brief nach Hause schreiben. Und das ist ein großer Lohn. So erfahren die Angehörigen wenigstens, daß wir noch am Leben sind, in Ungarn und nicht in der «großen russischen Heimat».

Es gab auch Skeptiker, der stotternde Bencze zum Beispiel, der Steinbrecher. Als man ihm sagte, wieviel Kubikmeter Steine er bis März brechen müsse, damit er einen Brief nach Hause schreiben könne, fragte er:

«Und ... wie ... viele ... Kubikmeter muß ... meine Frau brechen, damit sie mir antworten kann?» — Darauf gab es keine Antwort. Das Ganze war ohnehin nur ein Betrug. Die Belohnungsbriefe wurden zwar mit großer Freude geschrieben ... aber sie kamen niemals an ...

Das allergrößte Glück war es, in die Krankenbaracke zu kommen. Wenn jemand sich den Fuß oder den Arm brach, schauten wir ihn neidisch an. — «Der wird den Winter durchbringen, er kann sich erholen bis zum Frühjahr.»

Es tat wohl, die internierten Aerzte in weißen Kitteln an der Arbeit zu sehen. Es waren Kameraden, die ihren richtigen Beruf ausüben konnten, als ob sie frei wären. Die Illusion wurde nicht einmal durch die gestreifte Hose gestört, die unterhalb der Schürze hervorschaute. — Wenn sie hin- und hergingen und die Türe öffneten, schaute ich einen Moment durch den Spalt ins Krankenzimmer — oh, die Glücklichen, die einen Unfall erlitten hatten, da lagen sie, mit erleichterten, ruhigen Gesichtern. Liegen, ruhen ... Stille ... warmes Zimmer und niemals ein lautes Wort ... die Krankenbaracke war etwas Herrliches.

Dann kam auch für mich das Wunder, die Erlösung. Eines Morgens merkte ich, daß ich mein

Knie nicht mehr beugen konnte. Ich erlitt entsetzliche Schmerzen. Ich bat um die Erlaubnis, in die Krankenbaracke gehen zu dürfen, und mit Hilfe zweier Kameraden schleppte ich mich mühsam dorthin.

«Spezialbehandlung.»

Hurra, ich werde im Krankenhaus liegen. Ich strahlte vor Glück. Aber schon fürchtete ich mich, es könne noch etwas dazwischen kommen. Ich beeilte mich, meine Werkzeuge abzugeben und in den Krankenanzug zu schlüpfen.

Da kam unser AVO-Mann und der Brigadeleiter...

«Ist Sandor hier?»

Der Arzt erstattete Meldung.

«Gestern hat er noch gearbeitet, es fehlt ihm gar nichts, wir wollen sein Bein sehen.»

Sie kommen, ich liege mit einer Duldermiene da, sie inspizieren mein Bein. Ich kremple beide Hosenbeine hoch. Sie sind von der Geschwulst sichtlich beeindruckt.

«Sie haben aber gestern noch gearbeitet. Seit wann haben Sie Schmerzen?»

«Schon lange, aber ich dachte, es werde vergehen.» — «Ein Mordskerl!»

Solche lobenden Worte vom Herrn Gefreiten persönlich, welch ein Ereignis.

Ich betete den ganzen Vormittag, von Glück und Dankbarkeit erfüllt. Ich war selig, daß ich liegen durfte. Zum Denken war ich zu müde. Ich wiederholte immer und immer wieder das Te-deum, dieses herrlichste aller Gebete.

Am dritten Tage mußten wir wegen Platzmangel das Krankenhaus verlassen. Mein Bein aber war so herrlich geschwollen, daß ich noch nicht zur Arbeit mußte. Ich lag also in der Baracke, schlief und schälte Kartoffeln oder sortierte mit anderen Rekonvaleszenten Bohnen. Die meisten

waren alte Leute — mit trockener Brustfellentzündung oder mit einer Lungenentzündung —, mit Gelenkkrankheiten, Fußverrenkungen, Sehnenzerrungen und -entzündungen.

Wir saßen um einen großen Kübel und schälten Kartoffeln. Einer erzählte aus seinem Leben, von seinem Beruf oder von anderen Dingen. Alles war so weit entfernt und doch interessant, wie ein exotischer Roman. Unser eigenes Leben ... die entschwundene, unwirklich gewordene Außenwelt ...

Alles schmerzte, jede Erinnerung, jede Gedankenverknüpfung. Die Erzählung tat uns weh. Wünsche wurden wach. Aber diesen Schmerz brauchten wir, um nicht ganz zu verrohen. Der Schmerz der Erinnerung kettete uns ans Leben.

«... Was mag wohl aus Anna geworden sein?»

Nach der guten Ruhe erstarkte ich. Meine Gedanken begannen wieder zu arbeiten. Die Welt erschien mir neu, wie einem kleinen Kinde. Ich genoß die Sonne, ich atmete mit Lust den frischen Geruch der Erde nach dem Regen. Ich freute mich über die Veilchen, über die Schneeglöckchen, über die sprossenden Knospen. Trotz Schlägen, Hetze und Hunger war ich glücklich. Mildes Wetter, bessere Verfassung, leichtere Arbeit und neu erwachender Verstand ... Es war alles viel besser als im Winter.

Jede Zufriedenheit hat Grenzen. Man soll sich nur diese Brigadeleiter und die anderen Saukerle anschauen, die auf Extrakost gesetzten und an Vorzugsstellen zugeteilten Spitzel. Sie sind wohlgenährter als sie je in der Freiheit waren, und die Selbstgefälligkeit spiegelt sich in ihren Gesichtern.

Manchmal freue ich mich, daß dies hier das Tal der Tränen ist und daß mein Weg durch Leid und durch Verlassenheit zu Gott führt. «Im Ent-

sagen findet die Seele Ruhe und Frieden. Weil sie sich nach nichts sehnt, kann sie sich nicht erheben, um desto abgründiger in die Tiefe gestürzt zu werden. Sie verharret in ihrer Demut. Solange sie sich nach etwas sehnt, wird sie leiden. Der heilige Johannes vom Kreuz wird zu meinem Heiligen.»

Ich weiß von nichts — ich bin an nichts gebunden.

Ich habe niemanden und ich bin niemand.

Nichts bindet mich — also bin ich frei!

Wie oft habe ich mich nach meiner Entlassung nach dieser inneren Freiheit im Lager gesehnt!

Dann und wann mußte ich doch aus den Wolken heruntersteigen. So wurde ich einmal aus dem Bergwerk in das Werkzeuglager geschickt; auf dem Heimweg verließ ich die Straße und ging allein durch den Wald, weil ich es liebe, im Walde allein zu wandern. Ich kam an den Schweineställen vorbei und sah, daß man in zwei Eimern den Tieren gerade das Fressen brachte. Darunter waren herrliche Reste der AVO-Küche, Speckscheiben und große Brotstücke. Das Wasser lief mir im Munde zusammen. Ich grüßte den drahtigen Tierarzt und ging absichtlich langsamer, um zu sehen, was geschieht. Und richtig, der Trottel schüttete vor meinen Augen den ganzen Inhalt der beiden Eimer in den Trog. Die Schweine stürzten sich begierig darauf.

Ich meldete den Vorfall meinen Kameraden und erfuhr, daß die Sache mit dem Futterstehlen längst organisiert sei und daß die Schweine nichts bekommen, was Menschen noch essen können, weswegen sie nie fett werden. Mit dem Schweinefutter ergänzen sechs seiner Freunde regelmäßig ihre Kost. Welche Glücksvögel! Folgendes kleine Ereignis gewährte mir einen Einblick in die Abgründe der AVO-Seelen. Zwischen den Steinen

entdeckte ich einen Salamander. Ein unbeholfenes Tierchen, das watschelnd umherläuft und nicht flüchten kann, und das vertrauensvoll über meine Hand und meinen Arm kriecht. Ich hätte den armen Kerl am liebsten irgendwo zwischen den Steinen versteckt. Da kam der AVO-Mann. Er jagte alle an die Arbeit zurück und begann mit dem Salamander zu spielen. Er legte ihn auf den Rücken und beobachtete dessen Bemühungen, wieder auf die Beine zu kommen. Dann ließ er das arme Tier mit dem Kopf nach unten baumeln und schaukelte es hin und her. Dann quirlte er den Salamander in der Luft herum, ließ ihn wieder laufen und schlug mit einer Axt ein Hinterbein ab. Das gequälte Tier versuchte auf drei Beinen zu entkommen. Dann packte er es wieder und schlug ihm auch das andere Hinterbein ab. Der AVO-Mann schaute mich an und lächelte. Er hockte neben dem Salamander und schleuderte ihn weg. Er blickte dem davonkriechenden Tiere nach, als würde er von seiner Braut Abschied nehmen. An diesem Tage war der Sadist fast freundlich zu uns. Er hatte sich ausgetobt und gebrauchte kein grobes Wort.

*

Das Lager wurde ausgebaut; unsere Baracken waren fertiggestellt. Im knietiefen Dreck entstanden gepflasterte Wege; die fertiggestellte große Baracke füllte sich rasch mit neuen Gefangenen. Bis Ende des Sommers sollte sogar eine Duschanlage fertig gestellt sein.

Den Wald zu roden war die angenehmste Arbeit. Es ist doch anders, im Grünen zu arbeiten als in einer Steingrube. Sägen und Graben ist leichter, als mit der Spitzhacke Steine zu lösen. Im Walde gab es auch eßbare Pilze. Wer Pilze sammelte, kam in den Kerker. Bei einer gewissen

Vorsicht wurde man aber nicht erwischt, weil wir die Pilze gewöhnlich gleich roh verzehrten.

Ich arbeitete mit Hacke und Spaten und schaukelte den ganzen Tag, denn das war die leichteste Arbeit. Am liebsten schob ich den Schubkarren; zu dieser Arbeit benötigte man wenig Verstand.

Die Brigadeleiter waren den Jupos und den Kapos ebenbürtig. Kaltblütige kluge Henker. Wir haßten diese Verräter mehr als die AVO-Leute; sie wurden aus unseren Reihen ausgesucht und als Aufseher aufgestellt. Mit der Zeit gab es seltener Prügel; an ihre Stelle trat die organisierte Grausamkeit. Im neuen Kerker hatten etwa 100 Menschen Platz. Statt mit Stiefeln und Gummiknütteln traktiert zu werden, wurde man jetzt geknebelt, so daß das Opfer als unbewegliches Knäuel daliegen mußte.

*

Der 1. Mai war unser erster ganztägiger Feiertag. Einer kam in die Baracke und fragte, wer sich freiwillig zum Dekorieren melde. Viele meldeten sich — auf ein gutes Essen hoffend — verfertigten aus rotem Papier Sterne, hingen Stalin- und Rakosibilder auf. Wenn sie uns schon keinen Festtag gönnen, so sind doch die Aufseher mit dem Anhören von Reden und Schmausen vollbeschäftigt.

Die Sonne scheint. Wir haben Zeit, uns zu waschen, einige Stunden zu schlafen und uns dann in die Sonne zu setzen, die Freunde in den andern Baracken und bei andern Brigaden zu besuchen und mit ihnen zu plaudern.

Den ganzen Tag war Ruhe, und wir waren glücklich...

*

Ich kann mich nicht mehr genau erinnern, ich glaube, es war Sonntag: — «Schluß mit der Arbeit! Los! Jeder geht in die Baracke!» — Was

gibt es denn? Es ist erst 11 Uhr vormittags. Geschieht etwas? Werden wir etwa befreit? Kommen die Amerikaner?

— «Antreten zum Appell. Schnell, schnell!»

Wir werden mehrmals gezählt, dann «abtreten».

Entlassen werden wir nicht, das ist sicher, sonst würden sie uns nicht derart wild mit Fußtritten traktieren. Vielleicht werden wir nach Rußland verschleppt. Gespannt stehen wir in einer Reihe und warten. Bei uns sind alle vollzählig. Jede Minute kommt ein AVO-Mann und zählt. Sie sind grob und sichtlich nervös. Vielleicht doch...?

Oben, vor dem Hauptgebäude, herrscht großer Betrieb; Autos, Lastwagen mit Soldaten. Sie kommen an, werden eingeteilt und sausen weiter. Offiziere schreiten auf und ab.

«Kinder, vielleicht sind in einer halben Stunde die ersten Sherman-Panzer hier?»

... Aus ist die Hoffnung. Wir hören, aus der benachbarten Baracke sei einer entwichen. Möge er Glück haben!

«Achtung! Achtung an Alle! Der Lagerleiter, die Polizeioffiziere, der Betriebsleiter, die AVO-Männer vom Dienst!»

«Was ihr jetzt abbekommt, habt ihr euch selbst zu verdanken. Ihr werdet Blut schwitzen. Einige verwegene Schufte haben einen Fluchtversuch unternommen. Nun. Jetzt werden Sie erleben, was das für Folgen hat.»

Man ließ uns allein in der Baracke und verriegelte hinter uns die Türe.

Das Mittagessen wurde mit einigen Stunden Verspätung ausgeteilt. Es ist noch karger als sonst. Auch die Brotration ist kleiner.

Plötzlich drehte sich der Schlüssel wieder im Schloß. Ein ganzes Rudel von AVO-Männern stürzt herein.

«Achtung! Antreten! Alles an die Wand!»

Gegenüber stürzen sie sich wie wild auf unsere «Betten» und durchwühlen sie.

«Bett 103. Wer liegt auf Bett 103?»

«Ich. Zu Befehl!»

«Kommen Sie her.»

Ein alter Mann geht hin, seit 25 Jahren organisierter Sozialdemokrat. Sein ganzes Leben hatte er der Arbeiterpartei und der Gewerkschaft gedient. Beim Zusammenschluß der Sozialdemokratischen Partei mit der KP wurde er verhaftet.

«Gehört dieses Messer Ihnen?»

Sie zeigen ein aus einem Nagel gehämmertes Messer. Die meisten von uns besitzen ein solches Werkzeug, das zum Brotschneiden dient.

«Ja.»

«Wozu brauchen Sie ein Messer?»

«Um Brot zu schneiden.»

«Sooo, um Brot zu schneiden?»

Er bekommt eine knallende Ohrfeige, daß er taumelt. Dienstbeflissen packt ihn ein anderer AVO-Mann beim Kragen, damit er nicht hinfällt, während weitere Ohrfeigen auf ihn niedersausen.

«Zimmerkommandant! Notieren Sie seinen Namen.»

«Bett 146! ... 146!! Wem ist Bett 146?»

«Warum haben Sie sich nicht sofort gemeldet?»

Zwei, drei Männer schlagen den Mann von Bett 146.

«Gehört Ihnen diese Zahnpasta?»

«Nein!»

«Wem denn?»

«Zu Befehl! Bett 145.»

«Sie? Warum verstecken Sie Ihre Sachen unter der Decke Ihres Nachbarn? Haben Sie eine Erlaubnis für Zahnpasta?»

«Ich wußte nicht, daß ich eine Erlaubnis benötige.»

«Sooo, Sie wußten es nicht? Warum haben denn die andern keine?»

Die Ohrfeigen sausen. Zum Schluß bringt ihn ein Fußtritt zur Erde.

«Wieso ist diese Zahnpasta bei Ihnen geblieben? Haben Sie sie versteckt?»

«Der Herr Feldwebel hat sie mir zurückgegeben, als ich sie ihm zeigte.»

«Aha, er hat sie Ihnen zurückgegeben? Also, jetzt gebe ich Ihnen etwas zurück.»

Sie verprügeln ihn, dann sind sie bei mir.

(Hoffentlich haben sie das Bild meiner Mutter nicht gefunden.)

«Wie kommt dieser Lappen hierher, was ist das?»

«Socken, ich ziehe sie im Winter über die Hände als Handschuhe.»

«Handschuhe brauchen Sie?»

Auch mich ohrfeigten sie eine ganze Weile, sie dachten wohl, es würde mir gut bekommen, weil ich noch jung bin.

«Du hast sie angeschaut, als ob Du sie mit den Augen ermorden wolltest. Darum haben sie dich so lange geschlagen», erklärte mir später mein Nachbar.

Sie fanden noch weitere Lappen, Schnüre, Messer und ähnliches Zeug. Es hagelte weitere Ohrfeigen. Die Namen der Messerbesitzer wurden notiert, und diese kamen abends in den Kerker und wurden geknebelt.

«Zimmerkommandant! Alle Gürtel abgeben. In fünf Minuten herrscht vollständige Ordnung und Ruhe. Sonst, Gnad' Gott!»

Damit gingen sie fort. In der Baracke hinterließen sie ein fürchterliches Durcheinander. Das Stroh aus den Säcken lag verstreut, die Decken auf dem dreckigen Boden. Es wäre doch schöner gewesen, heute zu arbeiten...

Nach einigen Tagen erfuhren wir, wie ihnen die Flucht gelungen war. Aus der Schneiderwerkstatt wurde eine AVO-Uniform gestohlen, die zum Flicken dort war. Ebenso verschwand ein Koppel — darum mußten wir Gürtel und Riemen abgeben. In einer Tischlerwerkstätte hatten sie eine Maschinenpistole aus Holz angefertigt und schwarz übermalt. Einer verkleidete sich als AVO-Mann. Damals arbeiteten «verlässliche» Internierte in Begleitung eines AVO-Mannes außerhalb des Lagers an einer Zisterne. Beim doppelten Drahtzaun rief der Kostümierte zum Wachturm hinauf:

«Ich bringe diese Schurken zur Zisterne.»

Der Wächter war zu faul, um vom Turm herabzuklettern und den schriftlichen Befehl zu kontrollieren. Er nickte nur. So spazierte die kleine Gruppe einfach aus dem Lager.

Die ganze AVO wurde mobilisiert, die Polizei, die Grenzwache und das Militär.

Wir erhielten täglich drei Zigaretten und zerschnitten jede in drei Stücke, um sie aus der Zigarettenspitze zu rauchen. Es kam zu einem regen Tauschgeschäft zwischen starken Rauchern und hungrigen Kameraden. Die reichsten Leute war die Alten, die die Zimmer der AVO-Leute aufräumten und dort die Stummeln einsammelten.

Eines Sonntagnachmittags mußten wir Steine aus dem Steinbruch zum Straßenbau vor das Hauptgebäude schleppen. Man versprach den besten Arbeitern Zigaretten. Hundert ausgemergelte Menschen schleppten wetteifernd die schwersten Steinbrocken, um zum verheißenen Lohn zu kommen. Einige brachen auf halbem Wege zusammen. Der Lohn blieb nicht aus. Es wurden im ganzen zwölf Zigaretten an die Brigade verteilt. Als die glücklichen Sieger auf ihre

Strohsäcke niedersanken und rauchten, hatten sie wohl das Empfinden, es sei der Mühe wert gewesen.

Streichhölzer besaßen wir nicht. Wir verwendeten ein selbstverfertigtes Instrument, bestehend aus einer Schuhkremedose, in die ein dünner Lappen — kurz angezündet und plötzlich erstickt — eingelegt war. Die Dose verschlossen wir. Mit einem Stück Eisen, das wir gefunden, und mit einem zerbrochenen Kieselstein schlugen wir einen Funken und öffneten rasch die Dose. Der Funke setzte den Lappen in Brand, und wir zündeten die Zigaretten an.

Das Rauchen stillt den Hunger. Wenn es abends Kraut oder Rüben gab, rauchte ich eine Zigarette, die ich mir beiseite gelegt hatte. Schon allein das Gefühl, daß ich abends zwar nicht viel zu essen, aber dafür nachher etwas zu rauchen hatte, war ein Trost für die Hungertage.

Nach der Herabsetzung der Rationen magerten die Männer sichtlich. Es ist Ende Sommer, es kommen die kalten Herbstnebel, und der Winter rückt an. Von Entlassung keine Spur. Wie werden wir diesen Winter überdauern? Trübe Aussichten...

Wer ein bestimmtes Plansoll nachweisen konnte — der Prozentsatz änderte sich ständig —, durfte für einen geringen Betrag Lebensmittel, Zigaretten und Klosettpapier kaufen. Anfangs gab es nur Marmelade zu kaufen, jetzt werden angeblich auch Brot und Zucker feilgehalten. Man durfte monatlich nur acht Pfund Brot bestellen. Jedenfalls lohnte es sich, jetzt zu schaffen, denn acht Pfund Brot und hundert Zigaretten sind nicht zu verachten. Vielleicht wird das Geld auch noch für Zucker und Oel reichen. Ich hackte und schaufelte mit fanatischem Eifer, lockerte die gefrorene Erde, löste die Steine, und vor meinen

Augen schwebten zwei herrliche Laibe Brot. Wenn meine Tagesleistung nur ein einziges Mal sinkt, verderbe ich damit das Monatsergebnis, und die zwei Laibe entschwinden in nichts. Pista, ein sanfter und schwacher Junge, der immer lächelte, arbeitet neben mir. Er schüttelt nur seinen Kopf:

«Ich kann ohnehin nicht soviel leisten, daß ich das Brot bekomme.» — Der Brigadeleiter schrie ihn an:

«Du bist noch ein junger Bursche, warum arbeitest du nicht besser? Glaubst du, ich werde es dulden, daß alte Männer mehr leisten als du? Entweder arbeitest du ordentlich oder ich melde es dem Kommandanten und du kommst in den Kerker. Du darfst den Brigadedurchschnitt nicht verderben.»

Der arme Pista kam für eine Woche in den Kerker. Nach dem ersten Knebeln wurde er ohnmächtig, und der Arzt verbot jedes weitere Foltern. Pista sei herzkrank. Also wurde Pista im Kerker geprügelt. Als er nach einer Woche zurückkam, war er noch schwächer, noch magerer und todkrank. Der Brigadeleiter begrüßte ihn:

«Wir sind noch am Anfang des Monats. Jetzt wirst du über hundert Prozent leisten oder ich schlage dich und du wanderst wieder in den Kerker. Behaupte nur nicht, du seist herzkrank — du bist ein starker Junge... Wenn du arbeitest, erhältst du acht Pfund Brot. Machst du aber Scherereien, dann krepierst du unter meinen Händen oder im Kerker. Dafür werde ich sorgen.»

Und Pista machte sich an die Arbeit. Er biß die Zähne zusammen und weinte fast vor Anstrengung. Er schuftete mit der Hacke an der Steinwand, als ob es um sein Leben ginge. Merkte es niemand, dann halfen wir ihm ein wenig. Blieb

er einige Minuten stehen und rang nach Luft, erschien sofort der Brigadeleiter.

Pista arbeitete zähneknirschend. Nach vollbrachter Tagesleistung lächelte er wieder. Er taumelte vor Müdigkeit, wir stützten ihn beim Gehen auf der steilen Bergstraße, und er dankte uns.

Niemals fluchte er, für keinen hatte er ein böses Wort; nicht einmal dem Brigadeleiter zürnte er. Er hätte seine letzte Scheibe Brot vielleicht seinem eigenen Mörder geschenkt. Immer lächelte er sanft und mild, soweit es ihm bei den Anstrengungen noch möglich war.

Am Monatsende erreichte er 101 Prozent; er durfte sich also auch Brot kaufen. Sein Lohn reichte für acht Pfund Brot und zwei Pfund Zucker.

«Ich werde dir deinen Teil zurückgeben», beeilte er sich zu sagen.

«Rede keinen Unsinn, du bist ja so mager, daß man dich kaum anschauen kann.»

Nach der Arbeit schleppten wir Steine ins Lager zum Straßenbau, und der «Herr Gefreite» beehrte Pista mit einigen Worten:

«Na, wo ist denn diese Maus, wo ist dieser Pista? Sie haben gut gearbeitet, zeigen Sie, was Sie können. Tragen Sie diesen Stein ins Lager hinunter.»

Er zeigte auf einen nicht sonderlich großen, aber doch über dem Durchschnitt schweren Stein. Pista ging lächelnd hin, hob den Stein mit zusammengebissenen Zähnen auf und schleppte ihn mit Aufbietung aller seiner Kräfte. Er trug ihn bis ans Ziel. Der Brigadeleiter lobte:

«Schon gut, Sie Mordskerl, Sie.»

Und Pista stand und lächelte. Erstmals hatte er es erreicht, daß der Brigadeleiter und auch der Herr Gefreite ein gutes Wort für ihn fanden. Er

stand und lächelte. Mit einem verklärten Gesicht wankte er. Dann brach er zusammen. Er war tot...

Der Liebling des Brigadeleiters lag neben mir. Ein schlanker Junge mit mädchenhaften Gesicht und mit einem zärtlichen, fast weiblich anmutenden Gebaren. Seine Jugend und seine hingebungsvollen Blicke schlugen das harte Herz des Brigadeleiters in ihren Bann. Also blühte die Liebe im Herzen des Kôrnél Pallach auf. Er hatte Zeit und Muße, denn die einzig harte körperliche Arbeit, die er täglich verrichten mußte, war die Anstrengung seiner Stimmbänder. Die Brigade aber erhoffte als Folge dieser Liebe, daß Pallack sein Aufseheramt nun mit größerer Milde verrichten würde. Welcher Irrtum! Wenn sein junger Liebhaber zugegen war, quälte er uns nur mit größerem Sadismus. Der Anblick von uns abgehundeten Sträflingen, nahe dem Zusammenbruch, reizte ihn aufs äußerste. Aus seinem Liebhaber aber macht er eine Art von «Hilfsaufseher», der uns überwachen und über uns rapportieren mußte.

Dieser unheimliche Günstling lag also neben meiner Schlafstätte. Nach der Arbeit abends kam es öfters vor, daß er herausgerufen wurde und erst zum Appell wieder zurückkehrte. Dann hielt er jeweils in der Hand eine Schüssel mit Bohnen oder mit anderen Speisen. Infolge seiner nächtlichen Eskapaden wurde seine Haut zart und geschmeidig, wie die einer Frau. Das berührte uns nicht; was uns dagegen in Wut versetzte, waren die Bohnenschüsseln.

Einmal begann er nach dem Hornsignal, das für uns das Zeichen zum Schlafen war, neben mir zu essen. Niemand rührte sich. Inmitten des Schweigens war nur ein Geräusch deutlich vernehmbar: Der Günstling ißt! Er ißt langsam und

genießend; Hunger kennt er seit langem nicht mehr. Seine Extrakost trifft regelmäßig ein; der Bursche wird zusehends rundlich, seine Gestalt wird voll und geradezu frauenhaft. Ja, der Günstling ißt und keiner wagt es, sich an ihm zu vergreifen. Jeder lauscht seinem Kauen, keiner kann vor nagendem Hunger schlafen...

Wir ließen nichts unversucht, um zusätzliche Nahrung zu finden. Aus dem Mist gruben wir Knochenabfälle aus der Avo-Küche, saugten das Mark heraus und nagten das faule Fleisch. Wer auf dem Gemüse-Lastwagen zur Küche fuhr, verzehrte unterwegs rohe Krautblätter. Besonders begehrt war die Futterkleie aus den Ställen, die wir mit unserer Suppe vermischten. Wenn diese Kleie aus den alten Ställen in die neuen Lagerhäuser überführt wurde, waren die Transporte besonders streng überwacht. Sie wußten: Wenn die Internierten dahinter kommen, bleibt nichts für die Pferde übrig. Ein Brigadeleiter stand Wache beim Aufladen, einer begleitete den Transport, einer überwachte das Abladen. Der Weg war jedoch lang und erforderte eine Rast. Auf einer Brücke wurden die Säcke abgelegt, um ein wenig auszuschlafen. Unter der Brücke aber stand einer im Bache mit einem leeren Sack. Die vollen Säcke standen über den Löchern und Ritzen der hölzernen Brücke und konnten von unten durchlöchert werden. Auf diese Weise kamen wir in den Besitz eines vollen Sackes — und an diesem Abend war keiner von der Brigade hungrig. Bald wanderte jedoch die ganze Gesellschaft in den Kerker. Jemand hatte uns verpiffen. Im Kerker wurden wir wieder geschlagen und erhielten nur einmal im Tage ein kümmerliches Essen.

*

Gegen Ende des Winters gab es schon viele Todesfälle. Kein Tag verging, an dem nicht einige

zusammenbrachen. Wir durften sie erst nach beendigter Arbeit ins Lazarett bringen. Die meisten starben an Unterernährung, an völliger Erschöpfung oder an Herzschwäche — scheinbar der einzige Weg, um frei zu werden. Wir erkannten es am Ausdruck ihres Gesichtes, an ihren Augen, wenn es mit ihnen zu Ende ging. Der stumpfe Blick spiegelte Angst und Grauen. Die Furcht, im Lager zu verenden, trieb die Menschen zur Arbeit, bis zu ihrem letzten Tag, ja bis zu ihrer letzten Stunde . . . Der kaltherzige Brigadeleiter rapportierte jeweils dem Avo-Mann: «Wieder ein Internierter, der nicht arbeiten will.» Diesmal war es Csanya, ein junger Bursche. Er wollte oder konnte nicht mehr. Zitternd stand er da. Der Avo-Mann und der Brigadeleiter traten auf ihn zu, brüllten ihn an und schlugen so lange auf ihn ein, bis er zusammensackte. Nach einigen Fußtritten sagten sie ihm: «Gehen Sie zum Arzt. Er soll Sie untersuchen. Wehe, wenn Sie simulieren!» Der Arme war nicht mehr fähig, auch nur einen Schritt zu tun. Grinsend banden sie ihn neben einen Wagen, damit er gezwungen würde, zu laufen. So wurde der halbtote Mann am Boden durch die ganze Grube geschleift. Hunderte von uns sahen es. Keiner sagte ein Wort. Das wird früher oder später auch unser Los sein. Ob niemand den Mördern, den Mördern meiner Kameraden, ihre unbeschreiblichen Rohheiten jemals heimzahlen wird?

*

Ende der Woche fand der Schlußrapport statt. Barackenweise mußten sich alle in der Mitte des Hofes besammeln. Ein Avo-Mann verlas: «Bekanntmachung an die Internierten! A. wird wegen Bratens und Essens eines Salamanders zu drei Tagen Kerker verurteilt. — B. wird wegen

Respektlosigkeit gegenüber dem Brigadeleiter mit zwei Tagen Kerker und dreimaligem Knebeln bestraft. — C. ist in die Hundehütte gekrochen und hat den Polizeihunden das Futter weggestohlen. Er erhält fünf Tage Kerker und wird zweimal geknebelt. Der Lagerleiter.» So lauteten für uns die wichtigsten Nachrichten der Woche.

*

Es nahte Weihnachten 1951. Viele hofften, die Festtage zuhause zu verbringen. Andere hatten vorgesorgt, wenigstens an Weihnachten nicht hungern zu müssen. Sie legten sich jeden Tag eine papierdünne Brotscheibe beiseite, in einem Monat also insgesamt dreißig Scheiben, falls sie nicht vom Bettnachbarn gestohlen wurden. Dazu kamen die Brotrationen der letzten beiden Sonntage vor Weihnachten. Wir bemühten uns auch, gemäß den früheren Erfahrungen am Hl. Abend, die richtige Weihnachtsstimmung zu schaffen. Wehmut, Trauer, Sentimentalität und Heimweh durften nicht aufkommen. Weihnachten sollte gerade für uns das Fest der Freude sein — nicht das Gefühl der Verlassenheit, sondern die Gewißheit von der Nähe Gottes ...

Ich hatte kein Brot gespart, aber einige Kilo Eicheln zum Rösten gesammelt. Geröstete Eicheln sind durchaus genießbar und stillen den Hunger. Aber auch meine Festvorbereitungen waren sinnlos, denn es erging ein neuer Befehl: Wer Eicheln röste, werde mit Kerker bestraft. Ich war glücklich, daß es mir gelang, nachts meinen ganzen Eichelvorrat unbemerkt in eine Latrine zu schütten.

Es kamen die Feiertage, die uns viel Leid brachten. Aber es waren dennoch Feiertage. Unsere Gebete halfen uns über den Schmerz des wehrlosen Ausgeliefertseins und über all die

Grausamkeiten hinweg. Der allmächtige Gott schenkte uns Kraft, statt des sadistischen Avoterrors der aufopfernden und selbstlosen Liebe Christi zu gedenken.

Wer den Frühling noch erlebt, hat vielleicht das Schlimmste überstanden. Im Frühling kam eine Kommission. In der Frühe wurde jeder Häftling untersucht. Wir standen nackt in einer Reihe. Der Arzt besichtigte uns und tastete unsere Hintern ab, ob noch Fleisch oder nur Haut und Knochen dran waren. Das war die erprobte sowjetische Methode zur Aussortierung der Gefangenen. Eine Liste enthielt die Namen der Elendesten. Sie wanderten in eine Sonderbaracke, das sogenannte «Erholungsheim», wo sie, von der Arbeit befreit, doppelte Rationen erhielten. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der bessern Kost im ganzen Lager... Auch unsere Verpflegung wurde besser. Was hatte das zu bedeuten? War es die doppelte Ration vor dem Angriff?... Wollte man uns nach der Sowjetunion verschleppen? Oder haben sie endlich gemerkt, daß unterernährte Menschen nicht arbeiten können? Benötigte man Arbeitskräfte für das erweiterte Bergwerk? Oder stand gar die Freilassung in Sicht? Vielleicht handelte es sich auch um ein bloßes Experiment. Jedenfalls galt es die Gelegenheit zu nutzen, alles aufzuessen, was man bekam. In zwei Monaten habe ich 25 Kilogramm zugenommen und bin noch immer brandmager. Jetzt wiege ich 50 kg, früher betrug mein Körpergewicht 75 kg. Als Neuerung erhalten wir abends etwas Freizeit. Wir arbeiten in der Woche nur noch 48 Stunden. Die Sonderarbeit am Sonntag fällt weg. Der gesunde Mensch ist in uns erwacht, die kulturellen Bedürfnisse regen sich. In der Nachbarbaracke werden abends 25 Vorträge über Lorenzo di Medici gehalten. Die Ge-

fangenen sitzen auf den Pritschen. Unter uns haben wir Philosophen, Historiker, Literaten, Juristen und Volkswirtschaftler. Sie strengen sich an, unsere Gehirne vor der völligen Austrocknung zu retten. Für Jugendliche, die von der Schulbank verschleppt worden sind, werden Mathematikurse gehalten. Für die Studenten der Technischen Hochschule, die ihr Studium unterbrechen mußten, dozieren gefangene Ingenieure und Professoren. Dazu kommen Erzähler, die ihre Zuhörer mit bescheideneren Mitteln unterhalten. Sie erzählen Filme und Romane nach. Es entstehen sogar neue Romane im Lager. Hier eine Kostprobe:

«Vorán schritt Bill, ihm folgten Dorothy und der Professor. Ganz hinten schritt Bruce, dessen Rolle ich später erzählen werde. Sie durchstreiften stundenlang den Dschungel ohne einen Bissen, ohne einen Schluck Wasser. Schon seit Stunden seufzte Bill: ‚Es wäre gut, Bohnen zu haben, eine große Schüssel für jeden.‘ Dabei blickte er zärtlich auf Dorothy. Dann machten sie Rast. ‚Rauchen wir‘, sagte der Professor (hier macht der Erzähler eine Pause und schaut mich fragend an. ‚Nein Paul, ich habe keine Zigarette‘), und die Erzählung geht weiter. ‚Dann erfahren wir, was mit der Expedition geschah, wie sie dennoch gegessen und getrunken haben, wie Bill Dorothy liebte und küßte, wenn der Professor nicht hinschaute, und welches die Rolle von Bruce war . . .»

Endlich wurde auch der Dushraum fertig. Wir durften jede Woche einmal duschen und uns nach dem Einbau von Wasserhähnen sogar täglich einmal mit kaltem Wasser waschen. Wer zerbrochene Brillengläser hatte, durfte diese melden. In der Krankenbaracke, so hieß es, würden auch kranke Zähne behandelt, nicht nur gezogen, sondern sogar plombiert. Leider war es nur ein Gerücht. Das

war dem Staat doch zu kostspielig. Manchmal kam es auch vor, daß ein alter Herr sterben mußte, weil die letzten tausend Einheiten Penicillin auf Grund eines strengen Befehls einem kranken Polizeihund verabreicht worden waren.

Je monotoner der Tag, desto farbenreicher sind nachts die Träume. — Ich sitze auf einem prachtvollen Pferd, eine Peitsche in der Hand, reite in einem kommunistischen Umzug mit und treibe die Leute mit Schlägen auseinander. Oder ich sitze zu Hause beim Nachtmahl mit meiner Mutter, nehme schleunigst Abschied. Ich muß mich beeilen, rechtzeitig beim Rapport im Lager zu sein. Ich bin auf der Flucht, gelange an die Grenze. Hier gibt es eine wilde Schießerei. Und schließlich ein letzter, quälender Traum, den ich nie vergessen werde: Ich renne zwischen hohen Bergen und habe Angst, etwas für mein Leben zu verpassen. Ich renne um mein Leben. Unten im Tal, auf der Straße, sehe ich einen Wagen. Darin sitzt Lilly, mit ihrem Mann und den zwei Kindern. Im Rennen rufe ich dem Wagen nach: «Lilly! Lilly! Warte auf mich!» Sie blickt zurück, der Wagen fährt weiter, ich bleibe zurück und weiß, daß mit diesem Wagen mein Leben davon fährt. Noch ein Traum von Lilly, der mir die Schamröte ins Gesicht treibt. Wir waren zu zweit im Zimmer, Lilly lag auf ihrem Bett und rief: «Mein lieber Sanyi, fühlst du denn nicht, daß ich dich liebe? Ich brauche dich...» Ich trat zu ihr und sagte: «Du weißt, Lilly, es ist nicht erlaubt...» Sie wiederholte, daß sie mich liebt, daß sie mich braucht: «Wir haben ein Recht, zu leben!» Schmal und zierlich war sie, und wir liebten uns... Dieser Traum jagte mich noch während Jahren, bis er eines Tages in Erfüllung ging. Er jagte mich, und dennoch hätte ich ihn nicht missen mögen.

Es begann ein völlig neues Leben. Andere Ku-

lissen, neue Probleme, neue Wünsche. Sie gingen von acht Pfund Brot als Belohnung bis zur Bildung der neuen ungarischen Regierung. Die meisten von uns dachten: In der Weltpolitik ist der Ferne Osten am wichtigsten. Europa kommt an zweiter Stelle. Europäische Probleme sind Deutschland und Osteuropa. In Osteuropa kommt für die Angelsachsen Ungarn an erster Stelle, ein Volk, das weder slawisch noch deutsch ist. Die öffentliche Meinung im Westen, so dachten wir, empört sich über die Bedrückung der Freiheits- und Menschenrechte, vor allem in Ungarn. Im Brennpunkt muß das Lager Recsk stehen, unser Lager, wo 1200 Menschen ohne Gerichtsurteil gefoltert und geschunden werden. Im Straflager Recsk aber ist für die Strafbrigade das Wichtigste, ob das Mittagessen mit einem großen oder mit einem kleinen Schöpflöffel verteilt wird. Nachdem sich unsere Kost gebessert und wir unsere Kräfte zurückerlangt hatten, sahen wir in Brigadeleitern und Avo-Männern nicht länger Teufel aus der Hölle und Halbgötter aus der Unterwelt, sondern nur noch ganz gemeine, heruntergekommene Sadisten.

Vieles hatte sich gewandelt. Früher hatte der Kamerad dem Sterbenden im Krankenhaus das Brot mit der Bemerkung abgenommen: «Du brauchst es nicht mehr.» Wer nur noch dreißig Kilogramm wiegt, hat jeden Widerstandswillen verloren. Mancher erhielt eine Ohrfeige und bedankte sich kriecherisch dafür. Mancher war stolz darauf, vom Herrn Brigadeleiter einen saftigen Fußtritt erhalten zu haben. Viele wurden zu elenden Schmeichlern und Masochisten. Jetzt aber, wenn sich ein Brigadeleiter noch in den alten Methoden versuchte, erhielt er die Ohrfeige zurück, daß er zu Boden stürzte, gleichgültig, wenn man dafür in den Kerker mußte. Verach-

tung und wilder Haß gegen die Bedrücker loderten überall auf.

Wir wurden andauernd von Avo-Offizieren einvernommen. Was haben sie mit uns vor? Egal, was geschehen wird. Seit langem zum erstenmal wieder eine Gelegenheit, das Schicksal in die eigene Hand zu nehmen. Ich werde alles leugnen, auch das, was ich früher gestanden habe. Es ist vielen gelungen, das erste Geständnis rückgängig zu machen. In den neuen Protokollen finden sich neue Geständnisse; die durch Foltern erzwungen werden gestrichen. Die Avo-Offiziere gingen; es geschah nichts. Die Hoffnungen verflüchtigten sich. Nicht einmal der wurde freigelassen, der vor drei Jahren aus Versehen statt eines andern verhaftet worden war. Da platzten eines Tages mitten in unsere apathische Gelassenheit Nachrichten aus der Außenwelt...

Während Jahren wußten wir nicht, was in der Welt geschah. Zeitungsfetzen im Walde, die von den Avo-Leuten zu einem gewissen Zweck verwendet worden waren, berichteten über den Krieg in Korea. Das grobe Auftreten der Avo-Leute verriet, daß die Lage gespannt war. In diesen Tagen kehrten diejenigen ins Lager zurück, die wegen Fluchtversuchs vor Gericht gestellt worden waren und ihre Gefängnisstrafen abgesessen hatten. Sie wußten viel zu erzählen: Von den olympischen Spielen, wo die Sowjetunion mit 26 Siegen Erster, Amerika mit 24 Siegen Zweiter und Ungarn mit 16 Siegen Dritter geworden war. Die braven Erzähler saßen schon am nächsten Tag wieder im Kerker, blieben dort den ganzen Winter, ohne Decken in ungeheizten Zellen. Wir erfuhren, daß Eisenhower zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt worden war. Endlich ein Soldat! Aus Budapest und allen größeren Städten des Landes sind viele Familien verschleppt worden.

Sie kamen in die Kolchosen, wo viele ältere Leute starben. Die Not sei größer als während des Krieges. Alles hört den Sender «Freies Europa», niemand hört Radio Budapest. Radio Freies Europa bringt Listen mit Namen von Avo-Verbrechern. Dieser oder jener Hauswart sei ein Avo-Spitzel. Von unserm Lager in Recsk ist ständig die Rede. Von den Geflüchteten war es Mullaý gelungen, über die Grenze zu kommen. Er hat alles berichtet. Die andern wurden gefangen und erschossen. Mullaý hat den Amerikanern alle Namen der Sadisten bekanntgegeben, die uns gequält haben. Das ganze Lager war nach dieser Nachricht wie aufgepeitscht. Man weiß also, was hier geschieht. Man kann uns nicht unbemerkt vernichten. Man beobachtet und man kümmert sich um uns. Vielleicht hat auch der Avo-Mann, der ganz grundlos freundlich geworden ist, den Sender Freies Europa gehört.

1953. — Erneut Grausamkeiten, Terror, Fasten und Prügel mit allen Schrecken der Straßbrigade. Man hat uns diese Monate nochmals beschert, damit wir niemals vergessen. Doch der Terror, der unmittelbar nach dem Tode Stalins einsetzte, war nur von kurzer Dauer. Es begann die Ära Imre Nagy, die dem ganzen Land ein kurzes Aufatmen von anderthalb Jahren und uns die Freiheit schenkte.

Neunhundert Menschen, gegen die keine Anklage erhoben werden konnte, wurden amnestiert; weitere zweihundertfünfzig vor Gericht gestellt, um nachträglich nochmals die gleiche Portion an Strafe zudiktirt zu erhalten, die sie bereits verbüßt hatten. Einhundertfünfzig Häftlinge, nach denen sich die Angehörigen erkundigten, wurden als verstorben gemeldet.

Ausgehungert und ausgemergelt, aber frisch und voller Hoffnung kehrten die Freigelassenen

heim. Die meisten waren aus Budapest ausgewiesen und suchten nach ihren Angehörigen auf dem Lande. Der Eindruck der Jahre, die wir in der Gefangenschaft verbracht hatten, war wie ausgelöscht. Man suchte nach der Frau, die vielleicht die vielen Jahre hindurch gewartet hatte.

... Auch ich habe gehofft, daß du auf mich warten würdest, Anna! Ich wäre so gerne zu dir zurückgekehrt. Milde Frühlingsluft schlug mir entgegen. Ich fühlte, sie bringt mich dir zurück. Die Sonnenstrahlen, die mich umfluteten, verhiessen mir das Leben — daß du das Leben bist, daß der Winter zu Ende sei. Doch Anna war nicht mehr.

Und es folgte das letzte Kapitel: Urteil und Gefängnis. Nach dem Gefängnis das Bergwerk, wo das Leben etwas leichter war. Warum? Wir politischen Häftlinge wurden etwas besser behandelt, weil wir mit gewöhnlichen Verbrechern zusammen waren. Endlich schlug auch mir die Stunde der Freiheit... In einer gestreiften Uniform, mit einem einwöchigen Bart und mit einigen hundert Forints, als Lohn für jahrelange Arbeit, machte ich mich voller Hoffnung auf den Heimweg.

Meine Mutter war in der Deportation gestorben — Anna ist nicht mehr. Niemand ist mir geblieben. Was ist mir geblieben? Die Kameraden? Statt tausend — zehn Millionen; statt Männern nur Familien mit Frauen, Greisen und Kindern. Diese Pein ist weniger stechend, aber sie nimmt kein Ende. Die Ohnmacht ist quälend. Hier gibt es kein Entkommen.

... Ich danke dir, Gott, für diese sechs Jahre. Das freie Leben wuchtet weit schwerer auf meinen Schultern. Ich versuchte zu kämpfen; aber ich war allein, und nichts wollte mir gelingen. Ich verließ das Land, das für mich ein Kerker war. Ich suchte nach Menschen, die mir dazu ver-

helfen würden, wieder in einem freien Lande mit freien Menschen zu leben.

Wer kann die Qual des völligen Ausgeliefertseins verstehen? Daß wir für das Stückchen tägliches Brot schweigen, danken und huldigen müssen? Wer ermißt unsere Erniedrigung? Wer teilt mit uns die ständige Ungewißheit? Alles ist unsicher geworden, das ganze Leben und das kleine Stückchen Freiheit, das uns verblieben ist. Uns, nur uns allein schmerzt es bis in die Abgründe unserer Seele, wenn unsere Kinder zu Kommunisten erzogen, irregeführt und getäuscht werden. Unsere Kinder, die nicht einmal ahnen, was Leben in Freiheit bedeutet.

Kleines, süßes Wiener Mädel, du, die du das Leben liebst, verstehst du eigentlich, was mich in diese Hölle zurückzieht? Ich habe dir mein Schicksal erzählt und damit auch den Hilfeschrei der Millionen, die hinter dem Eisernen Vorhang leben und leiden. Wird jemand ihr Rufen jemals hören?

*

Ich bin erst vor einigen Tagen durch den Zaun und durch das Minenfeld über die Grenze gekommen. Ich hatte Glück — bin hier und habe dich kennengelernt. Alles würde sich zum Guten wenden, wenn ich nur mit mir selbst fertig würde. Aber die Vergangenheit hält mich fest. Sie will mich nicht loslassen. Lange habe ich gerungen, bis ich mich durchgerungen habe. Mein Schicksal hat sich entschieden.

*

...Nachts bin ich wieder vor Gericht gestanden... vor dem Gericht meines eigenen Gewissens. Der Vorsitzende sah mir ähnlich. Er war

jünger, stärker und mächtiger. Ich wußte, daß ich sein Urteil annehmen würde. Mensch oder Gespenst — ich weiß es nicht. Ich weiß, daß ich das Los, das er mir zuspricht, verdiene. Der Anwalt als Vertreter der heiligen Inquisition in einer Mönchskutte mit weißem Kreuz hat mage-re Gesichtszüge, eine gebogene Nase und tiefliegende Augen. Ich fürchte mich vor seinem Blick. Der Verteidiger nimmt sich freundlicher aus. Sein Gesicht ist klug, rundlich und gemütlich. Er lächelt verständnisvoll und verzeihend. Ringsum die Zeugen — die Zeugen der Anklage. Vorne der, mit dem zusammen ich den Polizisten niederschlug. Andreas, der einen katholischen Priester verborgen hielt, Rudi, wegen Spionage verhaftet. Auch die Kameraden aus Recsk standen dort — Pista, der Herzkranke mit dem sanften Lächeln, beim Steineschleppen gestorben.

Die Verteidigung hatte nur einen Zeugen: Franziska. Erinnerst du dich, du warst doch allein dort?

Die Verhandlung begann, die Anklagen gegen mich häuften sich. Es traten vor die Zeugen der Anklage, die Kameraden. Sie blickten mich vorwurfsvoll an und erklärten: «Er hat uns im Stich gelassen.» Es kamen die toten Kameraden. Sie blieben stumm. Sie sahen mich traurig und vorwurfsvoll an. Pista lächelte wie damals vor dem Brigadeleiter und sah mich verzeihend an. Er verzieh mir, genauso wie jenem Schurken.

Zum Schluß kamen die beiden Kleinen von Lilly. Sie sagten kein Wort, sahen mich nicht einmal an, blickten scheu zur Seite; das kleine Mädchen weinte, und der größere Junge fragte:

«Mutti, gibt es denn wieder nur Brot zum Nachtmahl?»

Und Ilonka lag wieder auf der Bahre, ihr schönes Antlitz schreckverzerrt. Ich hörte ihre Worte

nicht, vernahm sie dennoch: «Verläßt auch Du mich? Wird niemand mich rächen?»

Da hattest du, Franziska, geschrien: «Nein, quälen Sie ihn nicht länger, er hat ein Recht zu leben! Ich liebe ihn... Laßt ihn mir!» Doch ihr verzweifelter Ruf verklang in einer tödlichen Stille. Es folgte die Anklagerede, sie war lang, traurig und niederschmetternd. Die einzige Anklage, die wuchtigste von allen, lautete: «Ver-rat!» Dann erhob sich der Verteidiger und sagte nur mit einer machtlosen Gebärde:

«Er will leben. Laßt ihn leben. Er ist noch jung...» und ich fühlte brennende Scham.

Die Zeugen verschwanden, du verschwandest, und ich wurde hinausgeführt. Das Gericht fällte das Urteil. — Sie riefen mich wieder herein, und ich taumelte vor das Podium des Richters. Er schaute auf mich herab: «Im Namen des Gewissens...» — und er sprach das Furchtbarste aus. Ich senkte den Kopf und fügte mich. Ich kann erst frei werden, wenn ich für alles bezahlt habe.

Ich gehe hinaus. Franziska wartet auf mich. Sie merkt mir an, daß ich verurteilt wurde. In ihren Augen brennt ein Schmerz, der den meinen weit übersteigt.

«Wie lautet das Urteil? ... Zwei Jahre ... Fünf Jahre? ... Zehn Jahre? ... Gefängnis? ... Zucht-haus...?»

«Lebenslänglich ... nach Ungarn...»

Gott sei mit dir, Liebste. Morgen in der Nacht werde ich wieder in der Unterwelt sein.

OSZK

Országos Széchényi Könyvtár